Hessische Genealogie

3/2024

Vereinigt mit Hessische Familienkunde

Jahrgang 7 ▪ Heft 3 ▪ 5,00 €



Die Schreckensnacht von Darmstadt vom 11. auf den 12. September 1944

Lakai bei Landgraf Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt: Der „Leib-Mohr“ Ludwig Carl Prenzlau (um 1738–1785) und sein Umfeld

Ein Klavierbauer aus Kloppenheim erfindet die Guillotine

Oestrich in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges – Wiederaufbau nach Brandschatzung und Pest im 17. Jahrhundert

Die Zülch auf den Adelsgütern von Sontra



Wie profitieren Sie von Ihrem Rabatt?

Besuchen Sie unseren Online-Shop auf **https://shop-de.heredis.com/** und wählen Sie Ihre Heredis-Version für Neukunden (als einfache Download-Variante oder im Expert-Paket). Geben Sie in der Bestellübersicht den Gutschein-Code **H25HG** in das entsprechende Feld ein und schließen Sie Ihre Bestellung ab. – Das Rabatt-Angebot ist bis zum 31. Oktober 2024 gültig.

Mehr Informationen unter www.heredis.com/de

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

das Thema unseres letzten Heftes, der Russlandfeldzug von Napoleon Bonaparte im Jahr 1812, trifft heute noch bei vielen Familien- und Heimatforschern auf großes Interesse. Uns erreichten zahlreiche positive Rückmeldungen – vielen Dank!

Der Artikel über die Krankheit der Rückkehrer schaffte Klarheit über das mit unterschiedlichen Namen belegte Leiden. Eine Übersterblichkeit, ähnlich wie in dem Artikel zu Ensheim und Spiesheim dargestellt (siehe HG 2 / 2024 S. 40), wurde auch in anderen Gemeinden beobachtet.

Eine häufig gestellte Frage war die nach vollständigen Listen der Teilnehmer des Feldzugs. Leider haben wir nur unvollständige Aufstellungen gefunden. Auch muss man bedenken, dass die Soldaten aus dem Herzogtum Nassau zur Zeit des Feldzugs in Spanien eingesetzt waren. Es bleiben daher nur die Napoleonsteine (s. HG 2 / 2024 S. 46) und lokale Aufzeichnungen.

In dem vorliegenden Heft haben wir uns an zwei Jubiläen orientiert. Vor rund achtzig Jahren kam der von Nazis angezettelte Zweite Weltkrieg endgültig in Deutschland an. Dazu haben wir einige Berichte und bisher unveröffentlichte Fotos zu den Bombenangriffen durch alliierte Flugzeuge erhalten.

Der Todestag der Hessen-Darmstädtischen Landgräfin Henriette Karoline jährt sich dieses Jahr zum 250sten Mal. Es gab und gibt zu diesem Jubiläum eine Reihe von Veranstaltungen in Darmstadt und im Jagdschloss Kranichstein. Unser Artikel beschäftigt sich mit einem Mitglied des damaligen landgräflichen Hofstaats, das unfreiwillig dabei war: dem „Hof-Mohr“ Prenzlau.

Das Redaktionsteam traf sich Ende Juni zu einem persönlichen Treffen in Darmstadt. Leider konnten nicht alle Redaktionsmitglieder teilnehmen. Die Anwesenden diskutierten über verschiedene Fragen zur Heftgestaltung und zukünftige Schwerpunkte. Danach gingen wir vom Haus der Geschichte durch das Schloss zu einem bekannten Darmstädter Biergarten. Bilder dazu finden Sie auf der Rückseite des Heftes.

Ich wünsche spannende Unterhaltung beim Lesen des Hefts.



Für die Redaktion,

Werner Neidhardt

Digitale Inhalte zu diesem Heft

Lange Internetadressen aus dem Heft abzutippen ist mühsam und fehleranfällig.
Wir legen daher pro Heft die Links und ggf. weitere Informationen in GenWiki ab.
Der nebenstehende QR-Code führt zum Appendix dieses Heftes.
Auch kann dieser Kurzlink benutzt werden: <https://t1p.de/HG243>.

Inhalt

Editorial 3
Karl Deppert und der Darmstädter Totentanz 5
Die Schreckensnacht von Darmstadt vom 11. auf den 12. September 1944 6
In keinem Archiv zu finden: Erinnerungen eines 5-Jährigen an die Bombardierung Darmstadts im September 1944 11
Anno 1945: Impressionen aus Frankfurt am Main 15
Oestrich in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges – Wiederaufbau nach Brandschatzung und Pest im 17. Jahrhundert 16
Lakai bei Landgraf Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt: Der „Leib-Mohr“ Ludwig Carl Prenzlau (um 1738–1785) und sein Umfeld 21
Die Zülch auf den Adelsgütern von Sontra 29
Ein Klavierbauer aus Kloppenheim erfindet die Guillotine 33

Autoren

Heinz Büttel, Pfungstadt
Karl-Heinz Eser, Dürrlauingen
Karl-Peter Jungius, Termen, Schweiz
Christian Kłobuczyński, Kassel
Erwin Kreim, Mainz
Rainer Maaß, Darmstadt
Werner Neidhardt, Stockstadt a. Rh.
Andreas Stephan, Otzberg
Achim Tepper, Wiesbaden

Impressum

Hessische Genealogie

Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft Hessen:

Hessische familiengeschichtliche Vereinigung e. V.
Familienkundliche Gesellschaft für Nassau und Frankfurt e. V.
Gesellschaft für Familienkunde in Kurhessen und Waldeck e. V.

Redaktion dieses Heftes:
Wilfried Albrecht
Carl Becker
Claudia Becker-Schäfer
Bernd Blaudow
Karl-Peter Jungius
Monika Karol
Werner Neidhardt (Verantwortlicher Redakteur)
Klaus Rippert
Volker Schmitt
Andreas Stephan

Zuschriften bitte an: redaktion@hfv-ev.de

Auflage dieser Ausgabe: 1600
ISSN: 2626-0220
Druckerei: Saxoprint GmbH

Mitglieder der drei Vereine erhalten die Zeitschrift im Rahmen ihrer Mitgliedschaft.

Für den Inhalt und die Rechte an den Abbildungen jedes Artikels ist der Autor verantwortlich. Mit der Einsendung wird das Recht zu redaktioneller Bearbeitung anerkannt. Der Nachdruck ist nur mit Genehmigung gestattet.
Alle Rechte bleiben bei den Herausgebern.

Titelbild: Nach Blatt 8 des Zyklus „Sterbende Stadt – Darmstädter Totentanz 1944“ von Karl Deppert (siehe S. 5) mit seitlicher Formatanpassung.
Bilder der Rückseite: Fotos von Heike Arnold-Stephan.

Kontakte

Hessische familiengeschichtliche Vereinigung e. V.
Vorsitzender: Werner Neidhardt
vorstand@hfv-ev.de

Geschäftsstelle:
Karolinenplatz 3 (Haus der Geschichte), 64289 Darmstadt
(06151) 368 16 40
<www.hfv-ev.de>
gs@hfv-ev.de

IBAN für Zahlungen und Spenden:
DE62 5085 0150 0014 0012 71

Familienkundliche Gesellschaft für Nassau und Frankfurt e. V.
Vorsitzender: Bernd Blaudow
bernd.blaudow@gmx.de

Geschäftsstelle:
Mosbacher Str. 55,
65187 Wiesbaden
(0611) 88 10
<www.familienkunde-nassau.de>
info@familienkunde-nassau.de

IBAN für Zahlungen und Spenden:
DE55 5109 0000 0023 6902 09

Gesellschaft für Familienkunde in Kurhessen und Waldeck e. V.
Vorsitzender: Wilfried Albrecht
albrecht.48@gmx.de

Geschäftsstelle:
Rohrbergstraße 19,
34128 Kassel
<www.gfkw.de>
info@gfkw.de

IBAN für Zahlungen und Spenden:
DE92 5209 0000 0107 1212 18

Herstellung und Anzeigen:
Andreas Stephan, GENDI-Verlag
Gartenstr. 2a, 64853 Otzberg
(06162) 915 26 11
<shop.gendi.de>
mail@gendi.de

Abonnement für 1 Jahr (4 Hefte):
26 € inkl. Versand in Deutschland
35 € inkl. Versand ins Ausland
Einzelbezug: 5 € je Heft zuzüglich Versand

Karl Deppert und der Darmstädter Totentanz

Andreas Stephan, Otzberg

Der Maler und Studienrat Karl Deppert (1897–1988) schuf aus den Erlebnissen der Darmstädter Brandnacht den Zyklus „Sterbende Stadt – Darmstädter Totentanz 1944." Er verstand seine Werke immer auch als Aufruf gegen den Krieg. Das Titelbild dieses Heftes basiert auf seinem Blatt 8 des Totentanzes.[1]

Künstlerische Laufbahn

Deppert begann seine künstlerische Ausbildung als Bühnenmaler am Darmstädter Hoftheater. Nach schweren Verwundungen im 1. Weltkrieg konnte er die Ausbildung nicht abschließen, studierte dann an der Kunstakademie in Karlsruhe. Es folgte ein Stipendium des Landes Hessen in Paris. Er schloss sich der „Darmstädter Gruppe" an und gründete die „Animalisten" mit.[2] Weil seine Bilder die Schrecken des Kriegs verarbeiteten, galten sie im Dritten Reich als wehrkraftzersetzend. Nach Angaben seines Sohnes Fritz wurden in der Brandnacht von Darmstadt Dreiviertel seines bisherigen Werkes zerstört. Er war nicht nur Maler, sondern auch Holzschneider, Linolschneider und Radierer. Zusätzlich zu seinen bildenden Künsten betätigte sich Deppert auch als Lyriker.

Einflüsse und Themen

Ein prägendes Ereignis in Depperts Leben war der Erste Weltkrieg, dessen Grauen sein künstlerisches Schaffen maßgeblich beeinflusste. Diese Erfahrung spiegelte sich in seinen Werken wider und trug zu seiner einzigartigen künstlerischen Perspektive bei. Nach den Erlebnissen in der Brandnacht 1944 schuf er den Zyklus „Sterbende Stadt – Darmstädter Totentanz 1944" (Abb. 1 und 2).





Abb. 1 u. 2: Blätter aus dem Brandnachtzyklus Depperts

Berufliche Tätigkeiten

Neben seiner Arbeit als freischaffender Künstler war Karl Deppert auch als Gewerbelehrer tätig. Diese Kombination aus pädagogischer Tätigkeit und künstlerischem Schaffen prägte sein Berufsleben.

Familie

Karl Valentin Josef wurde am 8. Dezember 1897 in Bensheim geboren und katholisch getauft. Sein Vater war Karl Simon Deppert (1869–1951), Drogerie- und Farbwarenhändler in Bensheim, Sohn des Josef Deppert (1844–1902), Kaufmann und Bürstenmacher in Bensheim, und der Susanne Eppeler (1840–1901). Seine Mutter Katharina Gölz (1865–1924) war Tochter des



Abb. 3: Graphisch gestaltetes Gedicht von Karl Deppert (HStAD, R 4, 14885, koloriert)

Valentin Gölz (1834–1906), Landwirt in Darmstadt, und der Elisabeth Christ (1839–1888), aus Ober-Hambach.

Seine Ahnenliste wurde in der HFK, Band 24 (1998–1999) anlässlich seines 100. Geburtstages veröffentlicht.

Am 12. Februar 1924 ehelichte er in Darmstadt die evangelische Elisabeth Backhaus, Tochter des Friedrich Backhaus, Kaufmann, und der Johanna Müller. Aus der Ehe entstammen die Söhne Fritz und Karl Albrecht.[3]

Karl Deppert starb am 16. Februar 1988 in Bad König und wurde auf dem Alten Friedhof in Darmstadt neben seiner Frau bestattet.[4]

Video über den Brandnacht-Zyklus

Der Sohn Fritz Deppert berichtet von der Darmstädter Brandnacht 1944, anhand ihrer Darstellung durch seinen Vater Karl Deppert. Er beginnt den Film mit dem obenstehenden Gedicht (Abb. 3).
<https://www.youtube.com/watch?v=UqFnbrdejgw>

1 Quelle: HStAD, R4, 32181 und Hessische Biografie Deppert, Karl [ID = 1046].
2 Karl Deppert, in Stadtlexikon Darmstadt, <https://www.darmstadt-stadtlexikon.de/d/deppert-karl.html>.
3 Boss, Frieder: Zum 100. Geburtstag des Darmstädter Malers Karl Deppert, in: HFK, Bd. 24, Sp. 51ff.
4 Grabsteinprojekt von Compgen <https://grabsteine.genealogy.net/tomb.php?cem=3499&tomb=4009>.

Die Schreckensnacht von Darmstadt vom 11. auf den 12. September 1944

Elisabeth Büttel †, bearbeitet von Heinz Büttel, Pfungstadt

Nur kurz nach dem Angriff der britischen Bomberverbände im September 1944 schrieb Elisabeth Büttel (Abb. 1) ihre Eindrücke des Geschehens handschriftlich nieder (Abb. 2). Da sie zu diesem Zeitpunkt noch vollkommen unter dem Eindruck des Geschehenen gestanden haben muss, haben wir uns entschlossen, um die Authentizität des Dokuments zu wahren, das handschriftlich niedergeschriebene Dokument unverändert und nicht an die heutige Form/Schreibweise angepasst, hier wiederzugeben. So ist auch heute noch die Erschütterung über das Geschehene für den Leser nachvollziehbar.

Meinen Kindern und Kindeskindern gewidmet.

*Ein schöner Septembertag, von dem Fliegerlärm abgesehen, geht zu Ende und Tausende von Darmstädtern ahnen nicht, daß es ihr letzter Lebensabend sein sollte. Von meiner Arbeitsstelle um 8 Uhr nach Hause gekehrt, will ich noch kurz zu **Gretel** in die **Emilstraße** [geb. 1907] gehen, ihr ein paar frisch gesohlte Schuhe bringen. Komme aber nur bis zur **Hauptpost in der Rheinstraße,** denn es ist mir zu unheimlich. Es war schon grau in den Ecken, und ich fürchtete es gibt Alarm, und ich finde in der Dunkelheit den Heimweg nicht und kehre um. Noch ein paar Worte mit meiner Wohnungsinhaberin Fräulein Schäfer gewechselt. Es sollte das letzte mal sein. Ich schlief gleich ein, und das letzte mal im ganzen Krieg hörte ich um ½12 Uhr die Sirenen nicht. **Fräulein Schäfer** weckte mich mit den Worten „Frau Büttel, schnell, Hauptalarm". In fliegender Hast ging es in die notdürftigsten Kleider. Im Keller zog ich mich fertig an. Immer konnten wir ja wieder aus dem Keller heraus, aber diesmal sollte es anders werden. Die ganze Hausgemeinschaft war schon im Keller versammelt, wir waren 8 Menschen und ich fing wie immer gemütlich an zu stricken. Das beruhigte mich bei Alarm. Das Radio berichtete jetzt „Fliegerverbände in der Richtung Darmstadt". Gleich wurde gemeldet für Darmstadt luftschutzmäßiges Verhalten unbedingt erforderlich. Da popperte schon das Herz und wir machten uns angriffsbereit. Das waren die letzten Worte unseres Rundfunks und schon war die Hölle los. Bomben auf Bomben krachten, das Licht ging aus, Glas klirrte, Stuck und Steine flogen schon umher. Der Staub und Dreck wurde unerträglich, wir glaubten ersticken zu müssen. Jetzt nasse Tücher vor Mund und Nase, aber alles hilft nichts. Wir setzen die Gasmasken auf. Die Türe hält noch, aber wir müssen den Durchgang durchschlagen, damit wir ins Freie kommen können. Aber jetzt ist die Hölle ganz los. Ein riesiger Sturm, durch Feuer und Hitze hervorgerufen, drückt uns an die Wände. Die Atemnot wurde immer größer, denn zu dem Sturm kam jetzt noch dicker Staub in den Luftschutzkeller, denn Türen und Fenster waren ja nicht mehr vorhanden. Ich wollte als erste durch den Durchbruch klettern, oh weh, er war schon versperrt. Schränke, Fenster, Türen und Holz hatten sich dort aufgetürmt, die einzige Rettung war noch über die schon geborstene Kellertreppe. Immer noch krachten Bombe auf Bombe. Die Hitze, hervorgerufen durch die vielen Brände, wurde immer unerträglicher. Hier mußte ich an die 2 Kinder von 6 und 8 Jahre denken, ihr Verhalten war sehr tapfer. Und wenn ich ihre Hände festhielt, wurden wir ganz ruhig. Jetzt machte ich mich verständlich, dass wir aus dem Keller heraus müßten, sonst ersticken wir hier*



Abb. 1: Elisabeth Büttel, geb. Baumann, 1886–1962

unten. Die Bettkolter [Wolldecke] *in dem immer bereitstehenden Wasserfaß naß machen, umhängen und ins Freie, das ist die einzige Rettung. Alle sagen „die Bomben, die Bomben". Ich meinte, wenn ihr die Bomben fürchtet, kommen wir hier unten durch Ersticken oder durch Einsturz um. Und so ist es auch den meisten Menschen gegangen, in der Nachbarschaft Saalbau, **Waldstraße** [* heute Adelungstraße; (Abb. 3)] und **Elisabethenstraße** ist fast alles tot, neben uns waren 35 Tote im Keller. Der Tommy hat eine große Tat vollbracht. In 28 Minuten 30000 Menschen zu morden, dabei sind nicht die, die unter den Trümmern liegen und die vielen Verwundeten.*

Ich machte meine Decke naß und versuchte als erste, über die geborstene Treppe ins Freie zu kommen. Welcher grausame Anblick, die Hölle kann nicht schlimmer sein. Nichts wie Flammen, Hitze, Funkenwurf und ein riesiger Sturm. Bombe auf Bombe krachte, stürzende Türen, Fenster, Balken und Mauerwerk fliegen in der Luft wohin. Ein großes Dachfenster kommt von oben und fliegt mir vor die Füße. Der Sturm drückt mich an das gegenüberliegende Haus, die Landeszeitung, mit übermenschlicher Kraft kann ich noch meine nasse Decke um mich halten und immer kommen meine Hausgenossen noch nicht aus dem Keller. Ich kann es nicht mehr aushalten, ich muß weiter wanken. Das Denken hat längst aufgehört, ich glaube, mich hat ein guter Engel durch die ohrenbetäubende Hölle

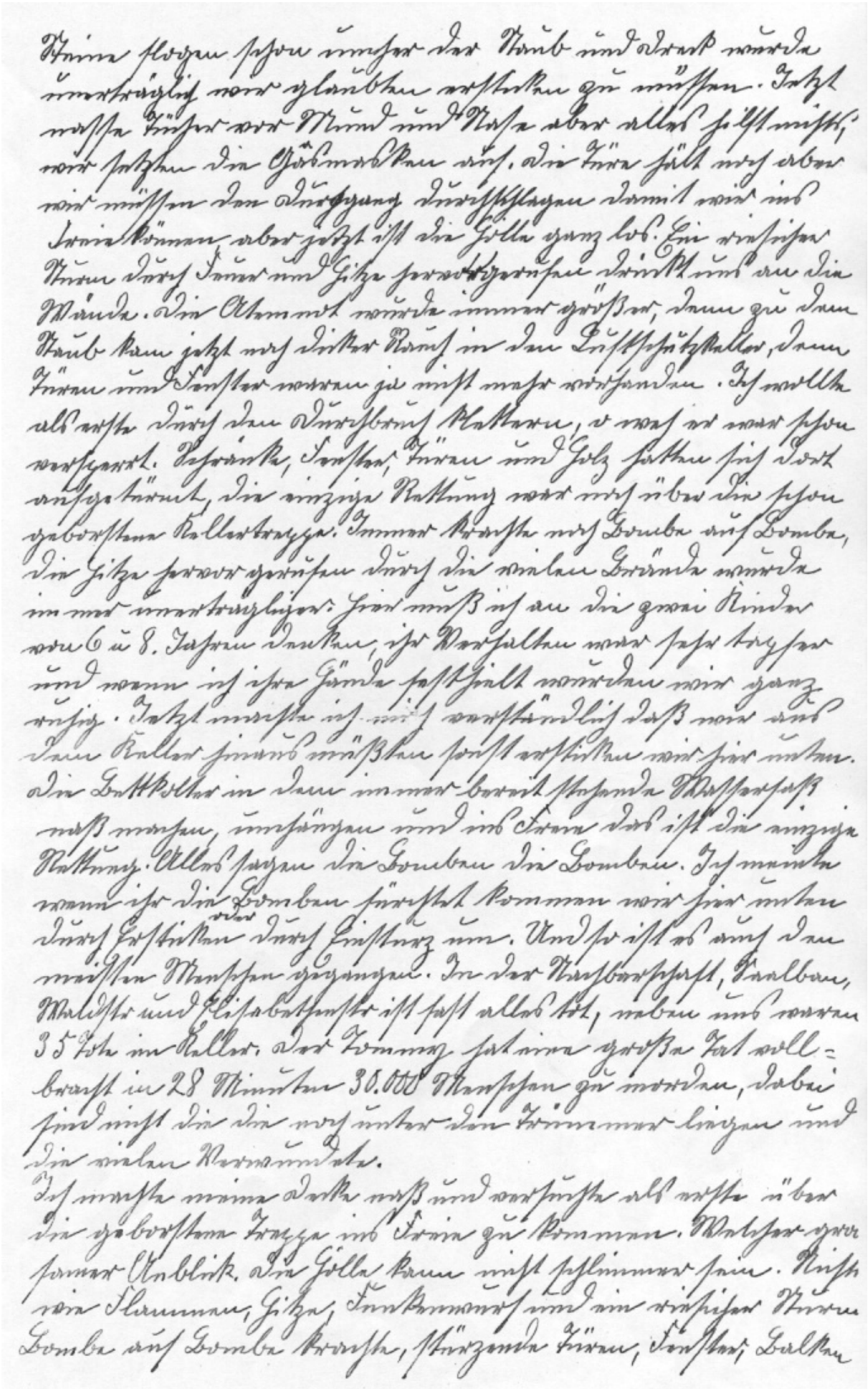


Abb. 2: Eine Originalseite des Berichts

geführt. Ich nehme an, es waren jetzt 12 Minuten verflossen, wie ist es möglich, daß man ein solches Feuer über eine ganze Stadt entfachen kann. Was Feuer nicht fraß, zertrümmerten die Bomben. Weiter wanke ich über Trümmer und Glut, denn ich will versuchen in den öffentlichen Luftschutzkeller ***Saalbaustraße 2*** *zu gelangen. Dieser soll ziemlich sicher sein. Glücklich kam ich hin, aber Entsetzen packte mich, der Eingang ist schon verschüttet. Es brennt schon alles und Hunderte von Menschen sind eingesperrt. Weiter treibt mich die Angst, ich komme in die* ***Rheinstraße****, hier ein Haus, es brennt noch nicht* [früher Café Bismarck], *hinein in die Vorhalle. Hier finde ich ungefähr 5 Menschen fest aneinander gedrückt. Ich stelle mich zu ihnen, niemand kann ein Wort sprechen. Eine Mutter drückt ihren Säugling fest an ihrer Brust, liebe Frau, wirst du durch diese Hölle kommen. Kaum in dem Haus, gibt es ein Bersten und Krachen und hier hat eine Bombe ihr Ziel erreicht. Oben brennt es schon in hellen Flammen. Wieder auf die Straße, ein Hagel von Steinen, Ziegel, stürzende Bäume und Masten sowie Drahtgewirr empfängt uns. Und immer noch krachen Bomben. Hier und da sieht man jetzt Menschen in Todesangst auf die Straße hetzen, wer jetzt fällt ist verloren. Vor mir klettern 5 Menschen fest zusammengepreßt über Trümmer. Ich rufe ihnen zu „Nehmt mich mit, ich bin doch ganz allein", aber so schnell sie aufgetaucht waren, so schnell waren sie auch wieder in Rauch und Staub verschwunden. Jetzt kam ich auf den freien* ***Mornewegplatz*** [früher alter Ernst-Ludwig-Bahnhof] [Strecke Aschaffenburg – Mainz, heute Kunsthalle]. *Hier traf ich wieder Leidensgenossen und suchte mit ihnen Schutz unter 2 Möbelwagen. Die Hitze und der Funkenwurf waren aber so schlimm, daß wir es auch hier nicht aushalten. Soldaten kamen und forderten uns auf in die Keller des* ***Sprengerhauses*** [ehem. Main-Neckar-Bahnhof, Strecke Frankfurt – Heidelberg; nach dem Krieg neu aufgebaut; bis 2003 Sitz des Hauptzollamtes] *zu kommen. Dieses Haus brannte noch nicht. Wieder kletterten wir über Balken, Türen und Tausende Glasscherben in die Tiefe. Jetzt wären wir sicher gewesen, hätte der Tommy keine Bomben mehr geworfen. Kaum unten angelangt, fiel mir ein Stein, der sich losgelöst hatte, auf den Kopf und ich sackte zusammen. Jemand riß mich in die Höhe und eine Stimme schrie ‚Sind noch Menschen im Keller, heraus, das Haus brennt'. Die alte Spannkraft hatte schon wieder bei mir eingesetzt, und wir kletterten wieder hinauf ins Freie. Was ein Mensch für übernatürliche Kräfte besitzt, wenn er in Todesgefahr ist, kann nur der ermessen, der eine solche Nacht mitgemacht hat. Jetzt versuchen wir, auf den* ***Exert*** [in der Holzhofallee] *durchzukommen. Hitze und Funkenwurf sind unerträglich. Auch war meine Kolterdecke* [Wolldecke] *trocken geworden und ich hatte keinen Schutz mehr. Hier haben sich viele Menschen mit dem Gesicht in die Erde eingewühlt. Die Tommy fliegen ganz niedrig und werfen immer noch ihre Verderben speiende Last über Häuser und Menschen. Höre ich recht, eben wurde mein Name gerufen. Frau Kraft, die über mir wohnt, hatte sich mit ihren beiden Kindern durchgearbeitet. Sie hatte mich an meiner Handtasche erkannt. Hier galt nur ein Händedruck, sprechen konnte man nichts, aber wir blieben jetzt beisammen. Endlich konnte ich einmal meine Gasmaske abnehmen, mußte Nase, Mund und Ohren aber immer noch zuhalten. Unaufhörlicher Funkenwurf, auch hier war kein Bleiben mehr. Die Kleider vieler Menschen fingen Feuer. Wir entschließen uns, in den Wald zu gehen oder in den* ***Richthofen-Bunker*** *an der Bahnhofsbrücke. Hier hörten wir, daß der Tommy den Gau verlassen hat und das, was wir für das Krachen der Bomben hielten, von einem auf dem Bahngleise stehenden Munitionszug kam. Derselbe war getroffen worden und jetzt explodierte stundenlang mit ohrenbetäubendem Lärm die Munition. Das war auch schuld, daß Tausende und Abertausende von Menschen den Tod durch Ersticken oder Verschütten in den Kellern fanden. Immer in dem Glauben, es fallen noch Bomben. Jetzt waren wir am* ***Richthofen-Bunker*** [heute Mozartturm] *angelangt, langsam kamen wir hinein, denn viele Menschen lagen hier erschöpft und zusammengekauert am Boden. Soldaten gaben uns Wasser, der ganze Körper war ausgedörrt. Jetzt kamen schon die ersten Verwundeten, meistens mit Brandwunden. Nur Augen und Mund waren noch frei, Arme Hände und Kopf waren mit Brandbinden umwickelt. Schreckliche Szenen spielten sich ab. Eine Mutter hatte ihre beiden Kinder verloren. Eine andere ihren Säugling an der Brust, schrie nach ihrem Bübchen, das ihr der Feuersturm aus der Hand riß. Sie werden sie nie mehr finden. Schwestern, Sanitäter und Soldaten, soweit sie noch am Leben waren, hatten alle Hände voll zu tun. Ich bin ganz stur geworden und nichts rührt mich mehr. Jetzt ist es bereits 5 Uhr geworden. Die Luft im Bunker ist unerträglich. Wer noch einigermaßen gehen kann, muß ins Freie, viele sind schon ohnmächtig geworden und werden hinausgetragen. Um 6 Uhr wird es hell. Eine riesige Rauch- und Staubwolke hängt über der Stadt. Ich will jetzt versuchen, in die Stadt hinein zu kommen. Frau Kraft und die Kinder bleiben zurück. Und ich bringe Bericht, wie es in der* ***Saalbaustraße*** *aussieht.*

Ich kann in der ***Rheinstraße*** *bis zum Kunsthaus vordringen. Auf dem ganzen Wege steht Feuerwehrwagen an Feuerwehrwagen und für keinen gibt es etwas zu tun. Hier war Feuer stärker als Wasser. Aus der ganzen Umgebung, weit und breit, waren die Löschmannschaften herbei gekommen, aber sie standen dem Element machtlos gegenüber. Jetzt konnte mir wieder ohne Gasmaske nichts mehr passieren. Das Bild wird immer entsetzlicher. Die ersten Toten liegen auf der Straße. Ja sind das Menschen oder Puppen aus einem Schaufenster, die Haut ist ganz glatt wie Gummi, keine Brandwunden, kein Kleidungsstück, kein Härchen mehr am Körper, so liegen sie in der Straßenrinne. Sie müssen schnell wie ein Hauch verbrannt sein, denn das eine Bein steht noch wie zum Laufschritt in die Höhe. Andere, die ich sehe, sind verkohlt und nur an den verkohlten Armen und Beinstümpfen sieht man, daß es Menschen waren. Immer grausamer wird das Bild. Hunderte von Soldaten und Arbeitsdienst-Männern versuchen Eingänge in die öffentlichen Luftschutzkeller freizulegen und die vielleicht noch lebenden Menschen zu bergen. Kein Haus steht mehr. Weiter gehe ich über Schutt und Asche an toten Menschen, toten Pferden, brennenden Autos und Rauch an den Trümmern vorbei und dringe bis zur* ***Saalbaustraße*** *vor. Hier ist ein Weiterkommen nicht mehr möglich. Es war alles abgesperrt, und ich wollte doch so gerne in die* ***Emilstraße****. Ich mußte doch wissen, ob Gretel und Friedel noch lebten. Was ich hier sehe ist furchtbar grausam. Ein Notausgang von dem Luftschutzkeller* ***Saalbaustraße 2*** *ist freigelegt* [das ist der selbe

Keller in den ich hinein wollte] *und die ersten Verwundeten und Toten wurden geborgen. Entsetzliche Szenen spielten sich ab. Ein Soldat, der bergen half, stürzte auf mich zu und sagte ‚Ich kann nicht mehr hinunter, liebe Mutter, ich habe Stalingrad erlebt, was ich aber heute Nacht erlebt habe, übersteigt alles'. Ich kehre um und auf dem selben grausamen Weg komme ich wieder zum Bunker. Ich war in 30 Minuten ganz arm geworden und nur mit dem aller notdürftigsten bekleidet. Zur Frau Kraft sagte ich ‚Gehen Sie nicht mit den Kindern zurück in die Stadt, ersparen Sie sich den grausamen Anblick.'*

*Aber der Gedanke an **Gretel** und **Fritz** ließ mir keine Ruhe, ich muß versuchen, in die **Emilstraße** zu kommen. Auch sie werden sich Gedanken um mich machen, wenn sie noch am Leben sind. Aber jede Straße in der Innenstadt ist gesperrt, es war nirgends durchzukommen. Wir entschließen uns, den weiten Weg über die Waldkolonie zu laufen. Dort bekamen wir ein paar Brötchen, denn unsere tapferen Kleinen hatten Hunger. Als wir nahe an der Stadt waren, gab es wieder Hauptalarm. Die noch lebenden Menschen flüchteten panikartig in den Wald. Wir liefen zurück und weil wir des Weges unkundig waren, kamen wir in den **Gräfenhäuser Wald**. Hier lagerten überall Russen* [Zwangsarbeiter] *die durch den Angriff ihre Freiheit wieder hatten. Frech mit Singen und Pfeifen näherten sie sich uns und ergötzten sich an unserem Elend. Schwarz von Rauch und Staub sahen wir ja nicht mehr aus wie Menschen. Ein Radfahrer, der von **Gräfenhausen** kam, nahm uns dann mit zu Soldaten, die mit ihren Autos auch Schutz in dem Wald gesucht hatten. Jetzt waren wir geborgen. Nach der Entwarnung gingen wir zurück in die zerstörte Stadt. Frau Kraft ging **Im Tiefen See*** [Straßenname] *zu Verwandten, die aber auch teilweise gebombt waren und hier hörte ich, daß die Emilstraße noch steht. Ein Stein fiel mir vom Herzen. Um 12 Uhr kam ich bei **Gretel** an. Niemand konnte sprechen, denn sie hatten mich für tot gehalten. Denn aus der **Saalbaustraße** sind nur wenige Menschen herausgekommen. In der Nachbarschaft waren in einem Keller 35 Tote.*

*Am nächsten Tag drangen **Gretel, Fritz (Friedel)** und ich über Schutt und Trümmer bis zu meiner Wohnung vor. Überall riecht es nach verbranntem Fleisch. Vor unserem Haus liegt eine unkenntlich verbrannte Tote. Ich besaß nichts mehr, ausgebrannt, eingestürzt. Ein Trümmerhaufen waren fast alle Häuser.*

*Erst nach 6 Wochen konnte ich, **Gretel** und **Onkel Papst*** [Schwager der Bericht-Verfasserin] *durch ein Loch in den Keller kommen und da war beim Buddeln noch Glut vorhanden. Alle Kleider, Wäsche Mäntel und Schuhe waren in Asche verwandelt. Nur meine Stahlkassette hat **Friedel** aus der Asche ausgebuddelt. Der Inhalt wie Geld und sämtliche Papiere, sowie **Christians** Bilder und Briefe waren verkohlt. Ein goldenes Armband ist schwarz geworden, die Perlen wertlos, Brillanten und Platin hatten sich gehalten, aber unansehnlich. Am 13. September war ich noch bei **Gretel**, da waren aber auch alle Türen und Fenster durch den Luftdruck eingedrückt. Morgens war wieder ein schwerer Angriff auf die Stadt, den wir gesund überstanden.*

*Die meisten überlebenden **Darmstädter** gingen abends mit Decken in die Wälder um dort zu übernachten. Jetzt trieb mich die Angst aus der Stadt und ich versuchte, nach **Pfungstadt** zu kommen. Die Ausgangsstraßen der Stadt waren mit Tausenden von Menschen verstopft. Alle versuchten, eine Fahrgelegenheit zu erreichen, um aufs Land zu kommen. Alle waren so arm wie ich und wußten nicht, wo sie ihr müdes Haupt hinlegen sollten. Es war schrecklich, denn die Elektrische* [Straßenbahn] *und Bahn und Hunderte von Autos lagen ausgebrannt auf den Straßen. Was noch intakt war, mußte Verwundete transportieren, der Anblick der verzweifelten Menschen war schrecklich. Man sah Männer und Frauen, die Tote in Kinderwagen und kleinen Wagen hatten. Es waren ihre Lieben, die sie verloren hatten und die sie selbst begruben. Bei einem Angriff am 19. September mußte auch **Gretel** ihre Wohnung verlassen und sie wohnt jetzt mit **Friedel** und **Ferdi**, der in Urlaub gekommen war bei mir in Pfungstadt* [Sandstraße 36, Elisabeths Elternhaus].

Dieser Angriff am 11. zu 12. September forderte in 28 Minuten 30 000 Tote und viele Vermißte und Verwundete und Tausende von Obdachlosen."

Amtliche Version der Stadt Darmstadt zur Brandnacht:

In der Nacht des 11./12. September 1944 wird Darmstadt durch einen Luftangriff der Royal Air Force in eine Trümmerwüste verwandelt; über 11 000 Menschen sterben, rund 66 000 werden obdachlos.
Die Toten sind in einem Massengrab (Gedenkstätte) auf dem Waldfriedhof Darmstadt beigesetzt.

Anmerkungen des Übertragers der Handschrift:

Handgeschrieben von **Elisabeth Büttel** geb. Baumann (1886–1962), Erstellungsdatum unbekannt.

Elisabeth Büttel wohnte beim Angriff in Darmstadt in der Saalbaustraße 22.

Originalschriftstück: **Fritz (Friedel) Fink**, Darmstadt, Heinrichstr. 70, übergeben an Stadtarchiv Darmstadt, Dr. Engels am 27. Juli 2006 im Stadtarchiv Pfungstadt anlässlich des Empfangs von Christiano Büttel mit Familie aus Brasilien durch Bürgermeister Horst Baier.

Deutsche Handschrift übertragen von **Heinz Büttel** (geb. 28.07.1945), Pfungstadt, Bergstraße 92 im Dezember 2004 mit Lesehilfe seines Nachbarn **Wilhelm Schmidt** (geb. 1921).

Elisabeth Büttel ist die Schwägerin des Großvaters von Heinz Büttel, des Heinrich Büttels IV. (* 1878, † 1962).

Genannte Personen

- **Büttel,** Elisabeth geb. Baumann, Autorin * 10.05.1886 Pfungstadt, † 24.06.1962.
- **Büttel,** Christian, Sohn von Elisabeth, * 02.04. 1906 Pfungstadt, † 21.01.1972 in Brasilien.
- **Fink,** Margarethe (Gretel), geb. Büttel, Tochter von Elisabeth, * 21.12.1907 Pfungstadt, † 29.03. 1991
- **Fink,** Ferdinand (Ferdi), Ehemann von Gretel, * 06.08.1902 Darmstadt, † 25.10.1974
- **Fink**, Fritz (Friedel), Sohn von Gretel u. Ferdi, * 10.01.1927 Darmstadt, † 06.07.2015. Fritz musste danach noch zum Kriegsdienst (17 Jahre alt) und kam 1945 unverletzt zurück.
- **Onkel Papst,** Schwager von Elisabeth, verh. mit Margarethe (Schwester von Elisabeth Büttel).



Abb. 3a und 3b: Auszug aus dem Zerstörungsplan der Stadt Darmstadt[1] mit Orten aus der Beschreibung von Elisabetha Büttel. Rechts: Legende des Zerstörungsplans der Stadt Darmstadt von 1953. Stadtplan von Darmstadt aus dem Jahr 1938 mit farbigen Markierungen der Zerstörungsgrade aus dem Jahre 1944.

1 Stadtarchiv DA Best. 51 Nr. 384. Die ganze Karte, eingebunden in OpenStreetMap von Kristoff Doffing: <https://langen.ykom.de/cgi-bin/mapserver.pl?bm_11=osm&bm_13=osmde&bm_29=riverboat&bm_34=topo&bm_36=watercolor&bm_37=worldimg&owm_210=ykom_da1944zerst&om_17=ovadminbounds&om_27=ovtoner&t=Darmstadt&a=createmap>.

In keinem Archiv zu finden: Erinnerungen eines 5-Jährigen an die Bombardierung Darmstadts im September 1944

Erwin Kreim, Mainz

Hunderttausende haben das im 2. Weltkrieg erlebt: Es regnet Bomben vom Himmel, sie töten wahllos Menschen, zerstören Häuser und Wohnungen; Kulturdenkmäler, Archive – Gedächtnisse der Vorfahren – werden ein Raub der Flammen. Menschen retten ihr nacktes Leben — alles, was sie sich aufgebaut hatten, ist vernichtet.

So geschah es in der Nacht vom 11. auf den 12. September 1944 in Darmstadt. Die gesamte Innenstadt wurde systematisch zerstört, Schätzungen sprechen von 18 000 Toten in einer Nacht.

Es gibt zahlreiche Berichte von Zeitzeugen dieses Infernos. Was kann ich, der damals gerade fünf Jahre alt war, hinzufügen? Kann ein Kind so ein furchtbares Erlebnis ohne Trauma überleben?

Meine Erinnerungen mögen mir noch so lebendig vor Augen stehen, und ich glaube, dass nichts meine Sicht auf die Ereignisse gefälscht hat doch haben das zwischen früher und jetzt Erlebte meine Erinnerungen geprägt, insbesondere wenn es um Fakten geht. Aber meine Gefühle spielen dabei eine wichtige Rolle.

Rückblick: Ich wurde aus dem Schlaf gerissen, wehrte mich. Ich spürte, es ist ernst. Wir rannten vom zweiten Stock in den Keller. Es war Hektik im Treppenhaus und das unheimliche Heulen. Plötzlich wackelte das Haus. Auch im Keller war ein lautes Durcheinander. Meine Mutter nahm mich auf den Schoß. Ich hatte Angst, weinte. Ich spürte die Angst der Erwachsenen. Unser Haus brannte, die Erwachsenen versuchten, noch Dinge aus den Wohnungen zu retten, das Licht ging aus, die Kerzen flackerten gespenstisch.

Ich hatte Glück: Mein Vater (damals 48 Jahre alt) hatte Kriegserfahrungen als Soldat im Ersten Weltkrieg. Als Schwerkriegsbeschädigter war er jetzt nicht mehr „verwendungstauglich“, er war bei uns. Die anderen Frauen und Kinder hörten auf seine Kommandos: *„Wir müssen raus, sonst ersticken wir.“* Raus in den beginnenden Feuersturm über die Treppe ging nicht mehr. Es wurde ein vorbereiteter Durchbruch zum Nachbarkeller eingeschlagen. Wir krochen durch den Durchbruch und im Nachbarhaus war der Ausgang auf die Straße noch möglich. Alle großen Häuser standen in Flammen, Bomben explodierten noch – wohin sollten wir rennen? Diese brennenden Häuser haben sich mir eingeprägt, überall stoben Funken. Brennende Balken stürzten von den Dächern. Wir hatten nasse Decken um uns gehüllt, mein Vater zog mich fest an meiner rechten Hand weiter. Irgendwo muss Phosphor über meine linke, unverhüllte Hand geregnet sein. An die Schmerzen habe ich keine Erinnerung – das brennende Inferno, die Schreie, die Suche nach einem Fluchtweg haben mich so gefesselt, dass ich die Schmerzen nicht spürte.

Ich erinnere mich an einen Garten mit brennenden Bäumen. Im Keller eines freistehenden Hinterhauses waren viele Leute, viele Menschen weinten, wimmerten, schrien nach irgendwas. Dort blieben wir. Jetzt spürte ich die starken Verbrennungsschmerzen. Mein Vater tauchte die Hand in einen Bottich mit Wasser, das kühlte etwas, war aber medizinisch falsch.

Dr. Erwin Kreim (* 1939) und sein Bruder Georg (1927–2016) sind Kinder von Georg Kreim (1896–1947), Sohn des Steinhauers Valentin Kreim in Heubach und Katharina Scharkopf sowie von Else Gutzmann (1902–1996) aus Flötenstein (Pommern), Tochter des Karl August Gutzmann und Berta Amanda Burow.

Wo war mein Bruder? War er von einem Balken getroffen? Hatte er einen anderen Fluchtweg eingeschlagen? Hat er überlebt? Erst nach zwei Tagen trafen wir ihn unversehrt wieder.

Als gegen Morgen die Häuser niedergebrannt waren, verließen die Menschen den Keller. Wir kletterten über noch rauchende Trümmer. Der Geruch hat sich mir eingeprägt, vor allem der Geruch von verbranntem Fleisch.

Das Stadtkrankenhaus war zerstört, aber das Elisabethenstift am Rande der Innenstadt blieb verschont, dorthin gingen wir. Der beißende Rauch hatte meine Mutter fast erblinden lassen, und meine Hand schmerzte sehr.

Das Krankenhaus war völlig überfüllt. Wir gingen durch einen Flur, rechts und links lagen Menschen auf der Erde, stöhnten, wimmerten, warteten auf Behandlung. Irgendwie schaffte es mein Vater, dass meine Hand verbunden wurde. Wie mir später erzählt wurde, sollte die Hand amputiert werden, das würde am schnellsten heilen. Das ließ mein Vater nicht zu.

Wir fuhren in einem völlig überfüllten Zug in den Odenwald, wo uns Verwandte aufnahmen und ich mich auf einem Strohsack ausschlafen konnte. Beim Schlafen musste immer jemand meine Hand nach oben halten, denn wenn Blut in die verbrannte Hand strömte, schrie ich vor Schmerzen.



Abb. 1: Darmstadt 1946/47, rechts Karlstr. 18, im Erdgeschoss ist die Metzgerei noch zu erkennen, auf der linken Hausseite die Toreinfahrt. Daneben ist das Firmenschild Orio (Fahrradgeschäft im Nachbarhaus) erkennbar. Von unserer Wohnung ist an der Wand noch ein verkohlter Balken unseres Wohnungsfußbodens (Holzbalkendecken) erkennbar. Die stehen gebliebene Giebelwand links im Bild: Brauereiausschank Sitte. (Foto: Stadtarchiv Darmstadt)

Anmerkung zu meinen Phosphorverbrennungen:
„Neben der Brandwirkung und den schwer heilenden Verletzungen, die ein Hautkontakt schon bei geringen Mengen verursacht, sind weißer Phosphor und seine Dämpfe hochgiftig. Für einen Erwachsenen sind bei direkter Aufnahme schon 50 mg tödlich. Der Tod tritt erst nach 5 bis 10 Tagen ein, die Giftwirkung beruht auf einer Störung der Eiweiß- und Kohlenhydratsynthese. Bei dermaler Aufnahme, d.h. über die Haut, ist die Gefahr geringer.
Eine mit Phosphor in Kontakt gekommene Person wird versuchen, die brennenden Stellen auszuschlagen. Da Phosphor in Brandbomben jedoch mit einer Kautschukgelatine versetzt wird, bleibt die zähflüssige Masse an der bis dahin noch nicht brennenden Hand haften und wird so weiter verteilt. Weißer Phosphor erzeugt in der Regel drittgradige Verbrennungen, zum Teil bis auf die Knochen. Da diese bei einem Angriff meist großflächig sind, sterben Betroffene langsam an ihren Verbrennungen, sofern sie nicht durch Inhalation der giften Dämpfe, Verbrennungen der Atemwege oder Indoxikation zu Tode gekommen sind.“
(Quelle: Wikipedia: Phosphorbombe)
Das Genfer Abkommen von 1949 verbietet den Einsatz solcher Waffen gegen Zivilpersonen und in städtischen Gebieten. Nicht alle Staaten haben dieses Protokoll unterzeichnet; bis heute werden Phosphorbomben eingesetzt.

Meine Hand wurde im Krankenhaus in Erbach behandelt und gerettet, d. h. wir mussten zweimal die Woche von Hering nach Erbach fahren, immer mit der Angst, dass Tiefflieger unseren Zug beschießen. Manchmal musste mein Vater in Erbach noch etwas „organisieren“, dann schickte er mich allein mit dem Zug zurück mit einem Schild um den Hals: *„Ich will in Lengfeld aussteigen.“* Die Leute sagten mir, wann ich austeigen musste, und dann lief ich den Berg hinauf nach Hering.

Vor einigen Jahren fielen mir die Aufzeichnungen der Erinnerungen meines Bruders Georg (1927 – 2016) wieder in die Hände und das nahm ich zum Anlass, nach Dokumenten zu suchen. Vor allem wollte ich meine Erinnerungen an unsere Wohnung überprüfen, ich suchte nach Fotos. In der Familie waren keine Bilder erhalten geblieben. Auch bei ehemaligen Nachbarn konnte ich keine Fotos aus der Zeit vor der Zerstörung finden.

Meine Recherche im Stadtarchiv, das ja auch vollständig zerstört wurde, blieb erfolglos. Wie die Häuser in der Karlstraße (Abb. 1) in Darmstadt in Höhe Hölgesstraße aussahen, lässt sich nicht mehr veranschaulichen. In meiner kindlichen Erinnerung war es ein großes Haus (vier Stockwerke) mit drei Meter hohen Wohnungen und einer Metzgerei im Erdgeschoss – aber auch gar nichts ist davon übriggeblieben.

Es wäre für mich ein großes Geschenk, wenn irgendwo Bilder gefunden würden aus der Zeit vor der Zerstörung.

Das sind meine persönlichen Erinnerungen an furchtbare Erlebnisse im Kindesalter. Aber Erinnerungen haben auch eine kollektive Dimension, die einzuordnen sind in Fakten.

Die geschichtlichen Zusammenhänge sind z. B. im Standardwerk über den Bombenkrieg von Jörg Friedrich: „Der Brand – Deutschland im Bombenkrieg 1940 – 1945“ dokumentiert. Das umfangreiche Werk gilt als erste umfassende zeitgeschichtliche Darstellung der von Briten und Amerikanern systematisch geplanten und durchgeführten Vernichtungskampagne gegen deutsche Städte. Auf breiter Datenbasis schildert der Autor die Entwicklung und Perfektionierung der Bombenwaffen. Dabei spielt der Angriff am 11. September 1944 auf Darmstadt eine wichtige Rolle.

Die Alliierten planten, im Sommer 1944 einen „Donnerschlag“ durchzuführen, ein Kolossalmassaker mit über hunderttausend Toten, gedacht war an Berlin. Es wäre die gemäßigte Version des Gas- und Bakterienangriffs, dem Churchill damals sechzig deutsche Städte unterziehen wollte.

Der sommerliche Vernichtungsplan wurde im Herbst zu einer Tatwaffe geschmiedet. Es sollten laut Friedrich fünfstellige Tötungszahlen erreicht werden. *„Am 11. und 12. September 1944 entfachte je ein Feuersturm Stuttgart und Darmstadt. Stuttgart verbrannte, schützte aber dank seiner Stollen die Einwohner. Darmstadt, um drei Viertel kleiner, verlor das Dreizehnfache an Menschen. Das galt hinfort als der Referenzangriff Bomber Commands. Es diente als Muster für Dresden. Darmstadt und Dresden sind Probe und Vorstellung.* […] *Die Vernichtungsquote beträgt 10,7 Prozent, mehr als das Doppelte jener Dresdens. Nur Pforzheim ist mehr ausgeblutet.“*

Zu der Beurteilung dieser heute geächteten, unmenschlichen Strategie, gehört aber auch die Tatsache, dass die deutsche Luftwaffe die ersten Bombenangriffe schon 1940 gegen Städte in Holland und England flog.

Ein bisher nur privat veröffentlichter Zeitzeugenbericht stammt von meinem Bruder Georg (1927–2016):

Erinnerungen meines Bruders an den Bombenangriff

„Der Krieg ging ins 5. Jahr, die Siegesmeldungen wurden spärlicher, und man spürte, eine Entscheidung lag in der Luft. Während unser Vater, selbst schwerkriegsbeschädigt vom 1. Weltkrieg, schon bei Kriegsbeginn sagte, die Sache geht für Deutschland schlecht aus (für mich damals unglaublich) waren wir Jugendliche optimistisch. Wir glaubten den Propagandameldungen, und die Helden der Luft- und Seegefechte, die uns besonders in den Kinos gezeigt wurden, waren unsere Ideale. Viele meiner Freunde – wir waren ja alle in der HJ – hätten gern die Schulbank verlassen, um Soldat zu werden. Diese Ambitionen hatte ich nicht, da war Vater vor!

Ein weniger schönes Erlebnis ist mir da in Erinnerung. Vater und Mutter stritten sich heftig, da sagte ich in meiner Erregung, wenn ihr nicht aufhört zu streiten, melde ich mich freiwillig zur Wehrmacht. Kaum ausgesprochen, hat mir Vater eine gelangt, dass ich durch die halbe Küche segelte; ich war geheilt und den Eltern war es wohl auch eine Lehre.

Die Fliegeralarme wurden doch immer lästiger, besonders nachts. Kaum im Bett im ersten Schlaf: Die Sirenen heulten: Alarm! Anziehen, mit etwas Gepäck und einer Decke ging‘s vom zweiten Stock runter in den Keller. Die Hausbewohner hatten den Kellervorraum etwas wohnlich gestaltet. So saß oder besser gesagt hing man im Stuhl oder Sessel und döste vor sich hin. Eine große Unterhaltung fand nicht statt. Wenn‘s gut ging, konnte man nach einer halben Stunde wieder rauf ins Bett. Es gab aber Nächte, da zog sich das Stunden hin: Rauf ins Bett, runter

in den Keller und das in Wiederholung. Dem entsprechend ausgeschlafen war man am nächsten Tag. Kleine Kinder hatten darunter besonders zu leiden. Mein Bruder Erwin, 5 Jahre alt, war da oft unleidig, so dass wir ihn manchmal schlafen ließen und einer von der Familie blieb bei ihm in der Wohnung. Das war nicht ungefährlich und auch streng verboten. In anderen größeren Wohnhäusern gab es einen Luftschutzwart, der die Vollständigkeit im Keller überprüfte: den hatten wir nicht …

11. September 1944 – Großangriff auf Darmstadt – das Inferno!

Um 23:25 Uhr gab es Hauptalarm. Die Sirenen heulten wie immer, wir lagen im ersten Schlaf und mit Routine lief alles ab: anziehen, Decken mitnehmen, denn es war doch schon ziemlich kalt im Keller. Unser Vater holte meinen Bruder aus dem Bett, nahm seinen obligatorischen weinroten Koffer mit den wichtigsten Papieren, Schmuck usw. Das Ehepaar, das über uns wohnte, ging schon seit einiger Zeit nicht mehr mit in den Keller. Sie hatten sich im Garten einen Unterstand gebaut, eigentlich nur einen Splittergraben; sie wollten nicht in einem Keller verschüttet werden.

Im Keller nahmen wir unsere Plätze ein und hofften nach einer gewissen Zeit – wie schon so oft – wieder nach oben in unsere Wohnung zu können. Doch es sollte anders kommen!

Erst tiefe Stille, dann Flugzeuggeräusche und schon heulten die ersten Bomben und nun gings Schlag auf Schlag. Das Licht ging aus, mit zitternden Händen wurden die Kerzen angezündet, dann fiel Mörtel von Decken und Wänden, Staub wirbelte auf und Glasscheiben klirrten.

Jeder wusste jetzt: heute sind wir dran, und alle Mär, wegen großherzoglicher Verwandtschaft mit dem englischen Könighaus würde Darmstadt verschont werden, diese Mär platzte im Bombenhagel!

Mein Vater und ich stürmten hoch in unsere Wohnung (vier Treppen) riskierten unser Leben wegen Bettzeug und sonstigen „wichtigen Dingen". Das letzte Mal in meinem Zimmer, sah ich, dass die eine Wand in einer Breite von zirka 10 cm gesprungen war. Der Fensterrahmen mit Glasresten hing im Vorhang. Das Treppenhaus, das ich springend nach unten nahm, abgefallener Putz und Glassplitter, und durch die Fenster sah man überall Feuer; dabei noch das Heulen der Bomben – es war Wahnsinn! Vater wollte noch ein drittes Mal mit mir nach oben! Doch jetzt streikte ich, und er sah es wohl auch ein, dass es immer gefährlicher wurde.

Unten im Keller kauerten an Ecken und Wänden verängstigt die Menschen; „hört das fürchterliche Heulen der Bomben denn nicht endlich auf!?" Bei den Detonationen zog man den Kopf ein – eine sinnlose Reflexbewegung. Unsere Nerven lagen blank, Erwin weinte, nur unsere Mutter war die Ruhe selbst! Sie saß in ihrem Sessel starr und regungslos, als ginge sie die Sache nichts an!?

Der eigentliche Angriff dauerte „nur" eine halbe Stunde, doch es schien eine Ewigkeit. Am Südbahnhof wurde ein Munitionszug getroffen und durch die Explosionen der einzelnen Waggons glaubten viele Darmstädter die Bombardierung sei noch nicht zu Ende – für hunderte in den Kellern Sitzenden wurde dies zu einem tödlichen Irrtum! Sie bleiben zu lange in den Kellern, die Ausgänge waren versperrt oder in den Straßen kein Durchkommen mehr. Der brennende Phosphor züngelte flüssig auf dem Asphalt und der durch die vielen Feuer entstandene Sturm warf die Menschen um – das bedeutete das Ende.

Auch uns war klar, möglichst schnell aus dem Keller; das war eine trügerische Sicherheit unten zu bleiben. Eine gute Sache war, dass seit einiger Zeit die Häuser Kellerdurchbrüche hatten. Die waren nur leicht zugemauert und konnten im Bedarfsfall durchgestoßen werden. So geschah es dann auch. Ein reger Durchgangsverkehr entstand. Leute, die man gar nicht kannte, kletterten in unseren Keller, machten ihre Tücher in unseren Wannen wieder nass, erzählten, dass da und dort kein Durchkommen sei und kletterten weiter in den Keller des nächsten Hauses. Plötzlich stellten wir fest, dass nur wir vier noch im Keller waren.

Vater und ich gingen die Kellertreppe nach oben zum Hofausgang. Wir machten die Tür auf und sahen nur Feuer. Die Nebengebäude der Metzgerei (nur eineinhalb Stockwerke) standen in hellen Flammen. Da müssten wir vorbei, um in den großen Hof und weiter in den Garten zu kommen. Wir hielten dies für unmöglich, was leider ein Trugschluss war, wie sich später herausstellte.

Zurück im Keller, entschieden wir uns, auch durch den Mauerdurchbruch nach Haus Nr. 20 zu klettern. Wir machten unsere Tücher nass, hingen sie um und los ging's: dort die Kellertreppe hoch in einen kleinen Hof. Dann ging's durch eine Torhalle zur Straße – Feuer überall und dieser schlimme Sturm! Wir liefen Richtung Kiesstraße, als plötzlich ein brennender Holzbalken, gefolgt von brennender Dachpappe, mich von den Eltern trennte. Ich geriet in Panik und rannte zurück in die schützende Torhalle. Was sollte ich tun? Nachlaufen, um sie schließlich nicht mehr zu finden? Also zurück in den Keller. Hier in unserem Keller, in gewohnter Umgebung beruhigte ich mich wieder, doch mir war klar, das war eine trügerische Sicherheit. Der Feuerschein, der durch die Kellerfenster kam, gab ein gespenstiges Licht, und ich war allein! Doch plötzlich sah ich, dass das nicht stimmte: in einer Ecke des Kellers kauerte ein älterer, ziemlich korpulenter Mann, den ich nicht kannte. Er sei schon durch mehrere Keller geklettert und er könne und wolle auch nicht mehr. Ich redete ihm gut zu, dass wir auf keinen Fall im Keller bleiben können.



Abb. 2: Hochstraße. Blick von der Kiesstraße zur Nieder-Ramstädter Straße unser Weg zum Krankenhaus (Foto von Klaus Hunold)

Wieder ging ich die Kellertreppe hoch zum Hofausgang und sah, dass die Nebengebäude nicht mehr so doll brannten. Zurück in den Keller, dem alten Mann noch mal gut zugeredet und ihn auch überzeugt. Wir machten unsere Tücher nochmals richtig nass, hingen sie um und gingen die Kellertreppe hoch. Als ich die Tür zum Hofausgang aufstieß und wir die Feuer sahen, rief der Mann, das sei doch Wahnsinn und lief zurück in den Keller! Für mich gab's jetzt kein Zurück mehr; ich nahm allen Mut zusammen und rannte los. Durch einen Engpass von Nebengebäuden, die doch noch ziemlich brannten, kam ich in den größeren Hof. Die Garagen – alle aus Holz – waren schon niedergebrannt, und so kam ich unversehrt in den Garten. Im Nachhinein muss ich sagen, es war die wesentlich einfachere Rettung als die meiner Familie. Hätten wir im Keller noch etwas ausgeharrt und dann diesen Weg genommen, wir wären nicht getrennt worden und Erwins Brandwunde an der Hand wäre vermieden worden!

Der Erdbunker, den sich das Ehepaar gebaut hatte, war unversehrt, und sie nahmen mich freudig in Empfang. Wir drei verbrachten dann die Zeit bis zum Morgengrauen in diesem Erdloch, sahen wie die Reihe der brennenden Häuser in sich zusammenfiel und tausende von Funken in den klaren Nachthimmel stoben. Ein schöner klarer Nachthimmel über dem ganzen Elend einer sterbenden Stadt.

12. September 1944 – ein schöner klarer Spätsommertag. Die vielen Feuer waren ziemlich runter gebrannt, hatten keine Nahrung mehr. Ich verabschiedete mich von dem Ehepaar und ging los von Garten zu Garten über Trümmer zur Kiesstraße. Wie ich ein paar Tage später erfuhr, war meine Familie durch das Feuer der engen Kiesstraße in den Garten des evangelischen Gemeindehauses geflüchtet [s. Abb. 3] *und hatten dort die Nacht verbracht; hier hätten wir uns begegnen können.*

An der Ecke Kiesstraße zur Hochstraße [s. Abb. 2] *sah ich die ersten Toten liegen. Schrecklich gedunsene Leiber, vollkommen verkohlte Körper, nur noch die Hälfte ihrer Größe. An einem Kellerausgang lag eine Frau mit Kind, eigentlich unversehrt, als schliefen sie: Rauchvergiftung! Menschen begegneten mir mit trostlosem Gesichtsausdruck die in den wenigen Stunden alles verloren hatten, was in Jahrzehnten geschaffen wurde und andere, die sich freudig in den Armen lagen, wenn Angehörige überlebten.*

Meine Augen brannten schon seit einiger Zeit und es wurde immer schlimmer, bis ich nur noch mit zusammengekniffenen Augen sehen konnte. Am Hallenschwimmbad

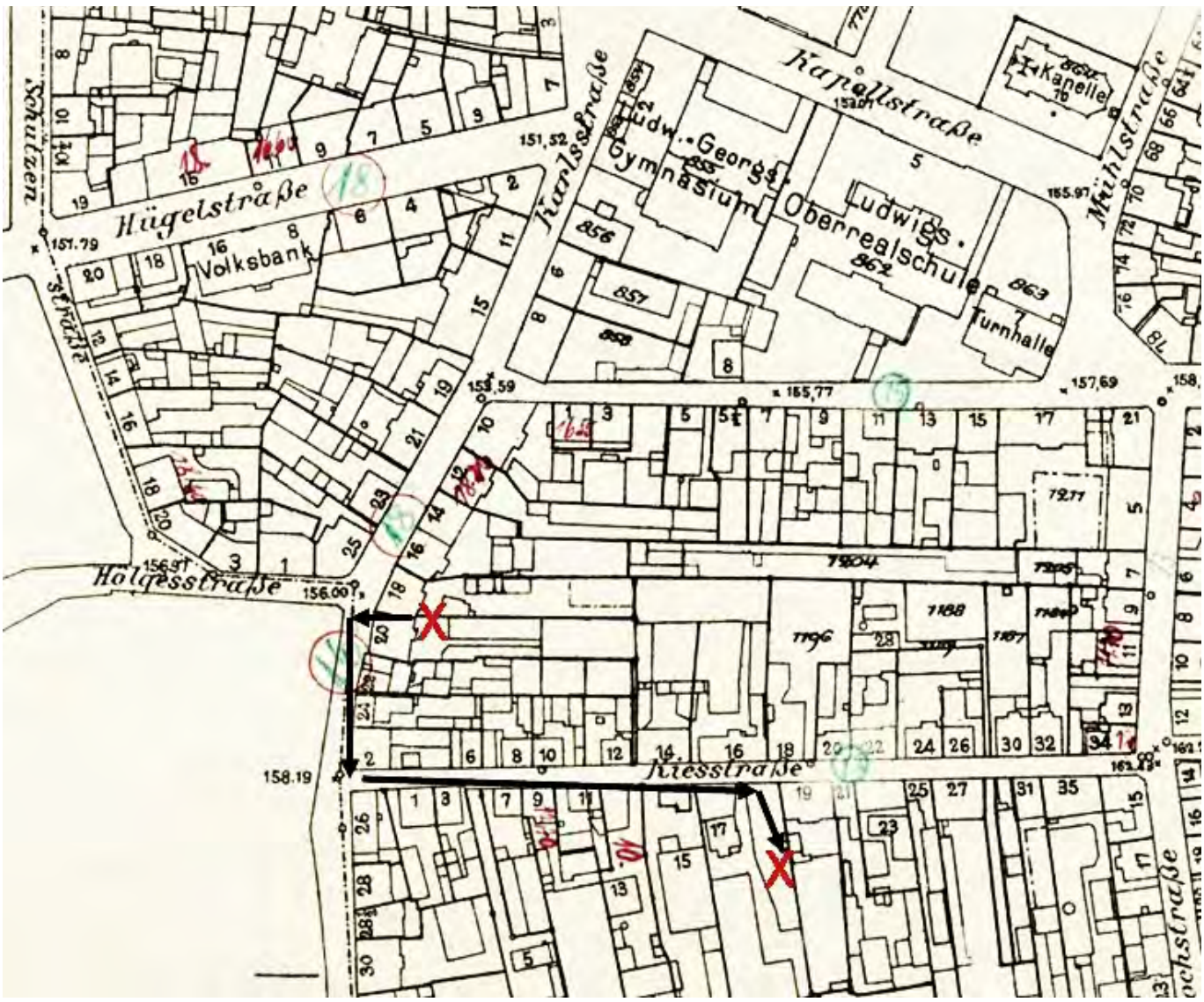


Abb. 3: Ausschnitt eines Stadtplanes von 1937. Die linke freie Seite auf der Karte war ebenso dicht bebaut. Von all den eingezeichneten Häusern ist nicht ein Haus stehen geblieben. Die Pfeile kennzeichnen unseren Fluchtweg durch die brennenden Straßen in den Garten des ev. Gemeindehauses.

hatten Rettungsmannschaften ein paar Tische aufgestellt und teilten Suppe aus. Dort sagte man mir, ich solle ins Elisabethenstift gehen, um meine Augen behandeln zu lassen. Das tat ich dann auch und in der Tat, das Krankenhaus funktionierte noch und nach langer Wartezeit (es gab schlimmere Fälle als meine Augen) kam ich an die Reihe. Nach der Behandlung gab es so einen tollen Eintopf mit viel Fleisch, der mir heute noch schmeckt. Ich bekam eine Pritsche zugewiesen und schlief den guten Schlaf eines jungen Menschen.

Am nächsten Morgen sah ich mich zum ersten Mal im Spiegel: Augenbrauen waren abgesengt, die Haare verklebt und die Klamotten verdreckt, doch ich konnte wieder sehen!

Ich wollte zu dem in der Nähe gelegenen Ostbahnhof, um auf den Hering zu fahren; es war in der Familie besprochen, sich dort zu treffen. Da kam mir der Gedanke, doch erst noch mal zurück in die Karlstraße zu gehen, um zu sehen, in wie weit die Keller standgehalten haben.

Ich machte mich auf den Weg, d. h. mehr Trümmer wie Weg. Überall war eine unheimliche Stille, fast menschenleer, nur hie und da Menschen, die in Handkarren ihre restlichen Habseligkeiten wegfuhren. Wieder kam ich von hinten über Trümmer und Gärten an die Ruine unseres Hauses. Die Kellertreppe war abgebrannt, so rutschte ich über Geröll in den Keller und sah erfreut, die Keller waren nicht ausgebrannt, sie hatten standgehalten. Wenn auch hier unten nur ein diffuses Licht war, so war ich beruhigt zu sehen, dass der alte Mann den Keller doch verlassen haben musste. In unserem Keller standen zwei Schränke, die unversehrt waren, selbst das Bettzeug, das wir während des Angriffs aus der Wohnung geholt hatten, war nur verschmutzt. Ich tat dann etwas, über das ich heute nur schmunzeln kann. Aus dem Schrank nahm ich meinen „guten Anzug“ (Nadelstreifen), zog mich im Keller um und ließ meine verdreckten Klamotten zurück. Vorsichtig, um mich ja nicht dreckig zu machen, kletterte ich aus dem Keller und lief zum Ostbahnhof.

Dort auf dem Bahnsteig wartete ich auf einen Zug, der mich in den Odenwald bringen sollte. Als ein solcher von dort kam, öffneten sich die Türen und viele Männer mit Hacken, Pickeln, Schaufeln kletterten aus den Waggons; sie mussten erste Aufräumarbeiten leisten.

Unter den Männern war einer, der mich kannte und sagte, meine Eltern und mein Bruder hätten alles gut überstanden und wären auf dem Hering; ich würde als vermisst gelten. Diese Nachricht löste bei mir eine Art Nervenzusammenbruch aus: ich setzte mich auf eine Bank und heulte los, wie ein kleines Kind. Jetzt fiel die ganze Anspannung der letzten Tage und Stunden von mir ab, doch keiner nahm davon groß Notiz, jeder war mit seinen eigenen Sorgen beschäftigt.“

Anno 1945: Impressionen aus Frankfurt am Main

Karl-Peter Jungius, Termen, Schweiz

Anfang Oktober 1943 und Ende Januar 1944 waren bereits einzelne Gebäude der Frankfurter Altstadt durch Bombardements beschädigt oder zum Einsturz gebracht worden. Weitgehend zerstört wurde der mittelalterliche Stadtkern der Mainmetropole durch mehrere Luftangriffe in der zweiten Märzhälfte 1944. Die hier abgedruckten, bislang unveröffentlichten Bilddokumente, die einen Eindruck vom Ausmaß der Zerstörung geben, wurden gut ein Jahr später, im Frühsommer 1945, von Wilhelmine Zink[1] aufgenommen. Ihr Weg hatte sie von der Familienwohnung im Stadtteil Bornheim[2] durch das in Trümmern liegende historische Zentrum ihrer Heimatstadt ins südlich des Mains gelegene Niederrad geführt. Vier während dieser Fahrt entstandene undatierte Fotografien, von denen zwei hier abgebildet sind (Abb. 1 und 2), überließ ihr Witwer Karl Zink[3] in den 1980er Jahren einem seiner Enkel[4] und nannte in diesem Zusammenhang oben angegebenen Entstehungszeitraum.



Abb. 1: Fassade des Römers



Abb. 2: Turm der Alten Nikolaikirche

1 Zink, Wilhelmine, geb. Mieger, * 22.02.1908 Frankfurt am Main [StA V Frankfurt am Main, Geburtsregistereintrag 628], † 15.06.1958 Frankfurt am Main [StA Mitte Frankfurt am Main, Sterberegistereintrag 3352]; Eheschliessung Zink-Mieger: 26.11.1938 Frankfurt am Main [StA V Frankfurt am Main, Heiratsregistereintrag 1204].

2 Eberhardstraße 19.

3 Zink, Karl, * 11.07.1910 Seebach (heute im Ortenaukreis) [StA Seebach, Geburtsregistereintrag 21], † 27.07.1996 Frankfurt am Main [StA Mitte Frankfurt am Main, Sterberegistereintrag 4311].

4 Dieser Enkel der Eheleute Karl und Wilhelmine Zink ist der Verfasser.

Oestrich in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges – Wiederaufbau nach Brandschatzung und Pest im 17. Jahrhundert

Karl-Heinz Eser, Dürrlauingen

Die Oestricher Lebenswelt in einer hochkritischen Phase vor etwa 400 Jahren und Anstrengungen zu ihrer Bewältigung sind Themen dieses Beitrags.[1]

Die – hintergründig machtbasierten – religiösen Streitpunkte, die den Dreißigjährigen Krieg mit dem Prager Fenstersturz vom 23. Mai 1618 ausgelöst hatten, traten in seinem Verlauf in den Hintergrund. Am Anfang standen sich der dezentralistisch-protestantische Feudaladel samt Handelsbürgertum im Norden und der zentralistisch-katholische sowie kaisertreue Süden rivalisierend gegenüber. Später wurde der Religionskrieg immer mehr zu einem europaweiten Kampf um Macht und Einfluss. Bevorzugter Kriegsschauplatz waren die deutschen Lande, deren Bevölkerung sich dabei von 16,5 auf 10,5 Millionen Menschen verringerte.[2]

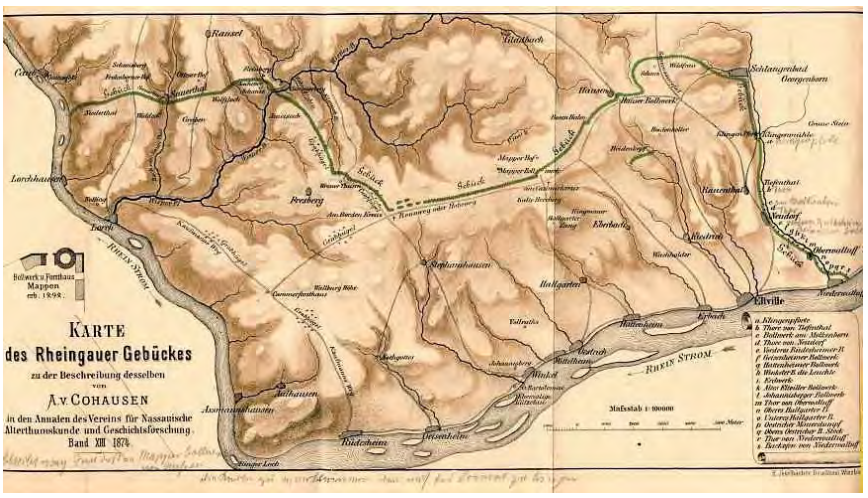


Abb. 1: „Karte des Rheingauer Gebücks zur Beschreibung desselben“ nach August von Cohausen[6]

Schon 1909 meinte der österreichische Schriftsteller und Literaturkritiker Karl Kraus: *„Das Übel gedeiht nie besser, als wenn ein Ideal davorsteht!“*[3] Vor 400 Jahren ging es um das Ideal der „korrekten“ Religion – und heute?

Das Wetterleuchten der sich abzeichnenden Auseinandersetzung erreichte auch den Rheingau – seit der Veroneser Schenkung von 983 bis 1803 ein Herzstück des Kurfürstentums Mainz[4] – und führte vom 25. bis 27. Februar 1619 aus Gründen der Vorsicht zu einer Inspektion des schützenden Gebücks (eine aus „gebückten“ Buchen bestehende Grenzbefestigung, die den Rheingau 600 Jahre lang bis zum Ende des 18. Jahrhunderts umschloss). Nach August von Cohausen[5] war an dieser „Bereitung“ die Rheingauer Verwaltungsspitze mit Vitzthum (Vicedominus, Stellvertreter des Landesherrn) Wolf Heinrich von Breydenbach in Begleitung seines Sohnes Johann Antoni, Philipp Eberhard von Stockheim, Gewaltbote (Walpode, berechtigter Stellvertreter) Johann Meissener, Landhauptmann (Militärischer Leiter) Rutger Schmidt und Amtsknecht Nicolai Itzstein für das Protokoll beteiligt. Die Jahre der Erpressung und des Elends begannen für den Rheingau aber erst, als das Gebück durchbrochen war.

Herzog Bernhard von Weimar, Oberbefehlshaber der schwedischen Truppen, griff seit dem 30. November 1631 die Festung „Backofen“ – das „Tor zum Rheingau“ – in Niederwalluf an, *„fand aber so tapferen Widerstand, dass er binnen 3 Tagen nichts ausrichtete. Durch fortgesetzte Wachsamkeit hätten die Rheingauer ihre Niederlage noch vermeiden können, allein sie fielen in Übermut und wurden sorglos. Besonders war das der Fall bei den Besatzungen der entfernten Bollwerke, die noch keinen Feind vor sich hatten. Der Herzog benutzte dies: in der Stille der Nacht detaschirte* [kommandierte] *er einige Truppen gegen die Obern Bollwerke* [ab], *und während er vor Walluf den Angriff fortsetzte, überfiel er am 4.* [oder 5.] *Dezember die berauschten Wächter bei Neudorf* [Martinsthal], *machte sie nieder, überrumpelte dies Dorf und dann Eltville. Von da kamen nun die Schweden der Besatzung zu Walluf in den Rücken. Diese verließen ihren Backofen und wurden, Rheingauer und Spanier, sämtlich niedergehauen.“*[7]

Während dem Mainzer Klerus und der Bürgerschaft umgehend eine Kontribution von je 80000 Reichstalern auferlegt wurde, waren es für den Rheingau „nur“ 46000

1 Der Text erscheint gegen Ende des Jahres in leicht abgeänderter Form auch im „Rheingau Forum“ 2024.

2 Siehe die Karte „Mitteleuropa - Bevölkerungsverluste im Dreißigjährigen Krieg“ bei <https://diercke.de/content/mitteleuropa-bevölkerungsverluste-im-dreißigjährigen-krieg-978-3-14-100391-8-204-3-1> [07.04.2024].

3 Buchholz, E.: Falsche Wiederkehr der Religion. Zur Konjunktur des Fundamentalismus. Würzburg: Echter 2017, S. I.

4 Das hob nicht zuletzt der erzbischöfliche Sekretarius Ewald Weymar 1496 in der Denkschrift „Wie der Rheingau regiert werden soll“ bildhaft hervor, indem er unsere Heimat mit einer Gans verglich, die täglich goldene Eier lege; siehe Spiess, K.-H.: Das Rheingauer Weistum, in: Nassauische Annalen 96, 1985, S. 42.

5 Cohausen, A. v.: Das Rheingauer Gebück mit einer Teilübersichtskarte, in: Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung 13, 1874, S. 151/152, 164. Verfügbar unter: <https://ia800207.us.archive.org/34/items/annalendesverein13vere/annalendesverein13vere.pdf> [15.08.2023].

6 Cohausen, 1874. Herrn Oberarchivrat a. D. Dr. Hartmut Heinemann sei für die Überlassung der Abbildung herzlich gedankt.

7 Cohausen, 1874, S. 169.

Reichstaler. Die Mainzer hatten diese Summe nicht zur Hand, sodass die Stadt geplündert und verwüstet wurde.[1]

„Vor solchem Schicksal blieb der Rheingau bewahrt, ihn rettete das Gold, das auf seinen Bergen gedieh und in seinen Kellern lagerte."[2]

Frankfurter Kaufleute streckten den Betrag als Kredit vor und nahmen dafür 1643 Fuder[3] Wein (15 773 hl oder 1314 Stück à 1200 l) in Zahlung. Im Notverkauf wurde ein Liter Wein für knapp 0,03 Reichstaler abgegeben, den die Käufer später deutlich teurer nach Köln, Amsterdam usw. verschifften – für beide Seiten unter den gegebenen Umständen eine Win-Win-Situation.

Bezogen auf das Jahr 2023 wurden die Rheingauer Gemeinden von 1631 bis 1634 zur Zahlung von 113 600 Reichstalern veranlasst. Oestrich trug dazu 10 191 Reichstaler bei. Rein rechnerisch fiel damit auf jede Rheingauer Haushaltung eine Abgabe von gut 44 Reichstalern.[4]

Im Vergleich zu anderen Landstrichen kam der Rheingau als wirtschaftlich starke Region dennoch glimpflich davon.

„Dass die Bewohner des Landes in diesen ersten Zeiten der Schwedenherrschaft unter Rohheiten und Ausschreitungen der einquartierten Truppen unmittelbar zu leiden gehabt und an dem Ihrigen Schaden erfahren haben, ist bis jetzt aus gleichzeitigen Berichten nicht bekannt geworden. […] *So führten die Rheingauer als schwedische Untertanen* [zumindest bis September 1634] *kein viel schlimmeres Kriegsdasein als früher unter der angestammten mainzischen Hoheit. Sie hatten mit Bedrückungen, Entbehrungen und wirtschaftlichen Nöten zu kämpfen, aber die unmenschliche Grausamkeit dieses Krieges blieb ihnen im Allgemeinen immer noch fern."*[5]

Der eigentliche Krieg dauerte für den Rheingau nicht 30, sondern „nur" 17 Jahre, und bedeutete vor allem einen enormen wirtschaftlichen Aderlass, auch über die Zeit der schwedischen Besatzung hinaus!

Der große Brand von 1635

Oestrich wurde vermutlich im April/Mai 1635 von einem schwedischen Brandkommando wegen einer ausstehenden Kontribution *„an allen vier Ecken"*[6] angezündet – eine wahre Katastrophe. Die Brandlegung nahm ihren Ausgang vermutlich auf Höhe der heutigen Rheinstraße bzw. Rheinallee im Süden und bezeichnenderweise dem Brandpfad im Norden.

Wie aus einem Ratsprotokoll von 1685 hervorgeht, hat Oestrich *„vor dem 30-jährigen Kriege anno 1618* […] *gehabt 219 Haus. Anno 1635 seindt nach beschehenem Brandt und Schwedischeswese noch* übrich *gebliebe 85 Haus, seindt also verbrändt und in die Aesche gelegt wordte 134 Haus ohne Ställ und Scheuer. Anno 1685 befinde sich wieder 144 Haus, nach beschehenem Brandt seindt bis dato wieder auferbaut wordte 59 Haus"*.[7]

Nach Angaben im Güterstockbuch der Gemeinde Oestrich aus den Jahren nach 1650 wurden knapp zwei Drittel des Hausbestandes [62 Prozent] im Wesentlichen südlich der Hauptstraße einschließlich Kirche und Rathaus ein Raub der Flammen, weitergetragen durch vermuteten Südwind.[8] Wohlbehalten blieben die Gasthäuser „Schwan" und „Krone" und vermutlich auch die „Burg". Der Zehnthof auf dem heutigen Pfarrhausareal und das Gasthaus „Grüner Baum" wurden ebenfalls Opfer der Flammen. Die Martinskirche brannte bis auf die Seitenmauern ab. Den Schwimmkran hat laut Landschreibereirechnung *„der Feind mit sich hinweggenommen"*.[9] Ein Verlust an Menschen wurde nicht berichtet.

Die Pestepidemie von 1666

Die nächste, nicht minder schwere Katastrophe ließ nicht lange auf sich warten – die bakteriell verursachte Beulenpest (Bubonenpest). Sie wurde durch Ratten- bzw. Menschenflöhe übertragen, wie erst seit 1894 bekannt. Nach einer Inkubationszeit von zwei bis fünf Tagen stellten sich zunächst Unwohlsein, Fieber, Schüttelfrost und starke Kopfschmerzen ein. Der Tod erfolgte oft schon am ersten oder zweiten Tag nach dem Auftreten der Symptome.

Vom 20. Juni bis 22. Dezember 1666, gut 30 Jahre nach der schwedischen Brandlegung, wütete der „Schwarze Tod" in Oestrich und traf die Bevölkerung in der Phase des mühevollen Wiederaufbaus nach dem langen Krieg.

Nach Roth[10] brachte die Seuche in Oestrich 253, laut ältestem Kirchenbuch 275 Menschen – fast *„zwei Dritttheile"* aller Bewohner[11] – den Tod. Betroffen waren

---

1 Der Wertvergleich über einen Zeitraum von 400 Jahren ist problematisch. Wir haben dennoch versucht, die zitierten Beträge in heutige Kaufkraft zu überführen. Grundlagen sind die Monographie „Alte Maße, Münzen und Gewichte aus den deutschen Sprachgebiet" von Fritz Verdenhalven (Neustadt an der Aisch 1968, S. 7; siehe auch Tabelle 1, Zeile 2) in Verbindung mit der jährlich aktualisierten Darstellung „Kaufkraftäquivalente historischer Beträge in deutschen Währungen" durch die Bundesbank zur Umrechnung von DM (1967) in Euro (2023), verfügbar unter: <https://www.bundesbank.de/resource/blob/615162/5a2ab631c106f9a6438899323321ec31/mL/kaufkraftaequivalente-historischer-betraege-in-deutschen-waehrungen-data.pdf> [07.04.2024].

2 Richter, P.: Der Rheingau, Niederwalluf: Sändig 1913/1971, S. 248..

3 Ein Fuder Wein umfasste 960 Liter und wurde 1631 im Notverkauf mit 28 Reichstalern vergütet.

4 Die Anzahl der Rheingauer Herdstellen von 1625 und Oestricher Herdstellen von 1603 sind dokumentiert in: Becker, A.: Die Landtafel des Rheingaues vom Jahre 1603, in: Nassauische Heimatblätter 17, 1913, S. 75-78. Die Kontributionsbeträge sind Richter, 1913/1971, S. 248f., entnommen. Im Zeitraum von 1622 bis 1775 schwankte der auf 2023 hochgerechnete Wert eines Reichstalers zwischen 72,15 und 95,90 Euro.

5 Richter, 1913/1971, S. 249f.

6 Rosensprung, R.: Der große Brand von Oestrich, in: Rheingauische Heimatblätter 1965 Nr. 2.S. V. Verfügbar unter: <http://www.rheingauer-heimatforschung.de/n.html> [15.08.2023].

7 Becker, E.: Führer durch Oestrich im Rheingau und seine Umgebung, herausgegeben vom Verschönerungs- und Verkehrsverein Oestrich, Oestrich: Buchdruckerei Adam Etienne 1926, S. 10.

8 Rosensprung, 1965, S. V und VI.

9 Rosensprung, 1965, S. VI.

10 Roth, F.W.E.: Culturbilder aus der Geschichte des Rheingaues, Rüdesheim: Verlag Fischer und Metz 1895.

11 Bei kritischer Sichtung entsprechen 275 Pesttote von etwa 986 Einwohnern vor 1618 (219 Häuser x Multiplikator 4,5) tatsächlich einem Anteil von etwa 28 Prozent der damaligen Oestricher Bevölkerung.

meistens Kinder und mehr Männer als Frauen, darunter auch sieben Gottesthaler Nonnen und zwei Laienschwestern (bei 24 Klosterleuten im Jahr 1664 entsprechend 38 Prozent).[1]

Tab. 1: Pfarrer Johann Bernardus Star(c)k († 11.11.1673) nennt einige Namen für die Zeit vom 20. Juni bis 21. Dezember 1666, die zum Teil heute noch bekannt sind.[2] † = verstorben, ♥ = Wohltäter, d. h. Personen, bei denen das soziale Elend infolge der Pest Mildtätigkeit weckte. Zahlreiche Geld- und Sachspenden flossen nach Sitte der Zeit der Kirche zu.

Adam, Johann ♥	Eberle, Wendelinus, Kinder (†)	Haust (†)	Mentzian, Melchior (Bierbrauer), Kind (†)
Back, Jacobus (Schult- heiß), Kinder (†)	Ellen (†)	Heß (†)	Moerlein (†)
Berntrot, Hans Michael ♥	Endres (†)	Hupert, Johann (Franzose), erstochen	Sturtzel, Heinrich
Bunkert (†)	Grebert (†)	Keßlerin (Frau) ♥	Sturtzel, Martha (Frau des H.) ♥
Byckelmeyer (†)	Gunder, Johannes ♥	Licht, Johann Wendelinus (Lehrer) + Kinder (†)	Wagner, Christian ♥
Cronberger (†)	Gunder, Sebastian ♥	Litz (†)	Frau des Wagner, Johann ♥
Cyriakus (Hofmann in der „Burg“), Kinder (†)	Hattamar, Bartholo- mäus (junger Mann) (†)	Meckel (†)	Winkel (†)

Förderung qualifizierter Migration aus „welschen“ Landen[3]

Der Landesherr Erzbischof und Kurfürst Johann Philipp von Schönborn (1647–1673) war nach Kriegsverwüstungen und Bevölkerungsrückgang in eigenem Interesse gezwungen, seinen Untertanen beizustehen und einen neuen Aufschwung zu wagen. Er warb vor allem neue Bewohner mit Hilfe von Steuerfreiheit auf mehrere Jahre sowie ideeller und materieller Unterstützung an, z. B. durch die Beistellung von Holz und Baumaterialien, auch die Erlaubnis, Zünfte zu errichten.

Stabloer („*Stabeler*“) Hof

Vieles in Oestrich war nach 1635 für relativ wenig Geld günstig zu erwerben, 1637 auch der Gottesthaler Hof. Der Besitz nach dem Kaufvertrag vom 3. Juni 1637 zwischen Johan(n) Itzstein, Bürger zu Oestrich, mit seiner ehelichen Hausfrau Martha und den beiden Abteien *„Stabell vndt Malmandey“* (auch *„Malmundür“* genannt) in Person des Bevollmächtigten Prior Frater Franciscus Laurentij (1584–1650) umfasste eine bürgerliche Behausung in der „Römergass“ (heutige Römerstraße 7), Hof und zugehörige Güter an Weingärten, Äcker und Wiesen. Insgesamt 29 Morgen wechselten, die Gunst der Stunde nutzend, für insgesamt 1500 Reichstaler den Besitzer.

Es ist nicht belegt, aber kirchliche Informationswege haben für das Kaufinteresse der Doppelabtei sicher eine wichtige Rolle gespielt, beispielsweise Verbindungen von Kloster Eberbach ins Lütticher Land. Die dortige Abtei Val-Dieu (Gottestal) war seit 1216 eine Eberbacher Tochter mit vielfältigen formellen (Visitationen usw.) wie informellen Kontakten in den Rheingau und liegt nachbarschaftlich nur etwa 40 Kilometer von den Abteien Stavelot und Malmédy entfernt. Andererseits sorgte immer auch der Rhein für stetigen Informationsfluss, und die Doppelabtei hatte seit dem Mittelalter beträchtlichen Fernbesitz und damit geschäftliche Kontakte in die Weinregionen an Rhein und Mosel. Von den Verwaltungsstellen Remagen (Stavelot) und Andernach (Malmédy) aus wurden unter anderem die Besitzungen in Bonn, Sinzig, Andernach, Boppard und ab 1637 vermutlich auch diejenigen in Oestrich administriert.[4]

Der Stabloer Hof entwickelte sich zu einem bedeutsamen Wirtschaftszentrum mit Kellerei/Küferei, Schmiede, Häfnerei (Töpferei), Böttcherei, Wagnerei, Mühle und Wohnhäusern für Bedienstete bzw. Beisassen.[5] Insgesamt wurde der zunächst klösterliche Komplex zu einem lebendigen Teil des Oestricher Gemeinwesens. Er half in enger Abstimmung mit der Gemeinde, gemeinsam wieder eine Zukunft zu entwickeln.

Wallonische Unternehmer in Oestrich

Der Vertrag von 1637 stiftete grenzüberschreitend personenintensive Beziehungen zwischen Oestrich und der Region um das ost-wallonische Lüttich. Sein Einfluss war nachhaltig und beträchtlich. Dafür steht die Geschichte zweier ehemaliger Bürger aus Malmédy, die die Wirtschafts- und damit auch Gesellschaftsentwicklung des Marktfleckens in ihrer Zeit nicht unwesentlich prägten.

Johann Hup(p)ert(h) van/vom Berg(h) (um 1620–1667)

Johann Hupert ließ sich als ehemaliger Keller (Verwalter) des Eberbach'schen Besitzes in Geisenheim im Marktflecken nieder und erwirkte bei Erzbischof Johann Philipp von Schönborn am 23. September 1651 eine Bierbrau- und Schankkonzession für den seit 1540 bezeugten Gasthof „Zur Krone“, der 1655 und im 19. Jahrhundert wiederholt umgestaltet wurde. Hupert legte ebenfalls ab 1651 für Löher (Gerber) und Wollenweber (Tuchmacher) aus seiner Heimat eine Loh- und eine

1 Göbel, H.: Testament des Oestricher Pfarrers Johann Bernhard Starck vom 26. Oktober 1659. Abschrift aus dem Gerichtsbuch der Gemeinde Oestrich. Unveröffentlichtes Manuskript, Landau/Pfalz 1954.

2 Quelle: Roth, 1895.

3 Vgl. Herber, A.: Geschichte des Stabeler Hofes in Oestrich, 1926; Herber, A.: Ortsgeschichte des Fleckens Östrich. Handgeschriebene Chronik, Oestrich-Winkel: Stadtarchiv 1925, S. 23f.

4 Rey, M. van: Der deutsche Fernbesitz der Klöster und Stifte der alten Diözese Lüttich vornehmlich an Rhein, Mosel, Ahr und in Rheinhessen, Teil 1, in: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 186, 1983, S. 19–80.

5 Wiesinger, K.: Ende des Oestricher Weinhofs der Fürstabtei Stablo-Malmédy 1803, in: Der Ausscheller, 2003 Nr. 11, S. 3f. Verfügbar unter: <https://www.yumpu.com/de/document/read/7531321/der-ausscheller-oestrich-winkel-im-rheingau> [03.08.2024].

Walkmühle an, begründete eine Ziegelei, führte ab 1654 die im Rheingau wenig bekannte Herstellung von Backsteinen ein und siedelte so zwölf bis fünfzehn Familien aus Malmédy und Umgebung an. Er leistete damit einen wesentlichen Beitrag zum wirtschaftlichen Aufschwung Oestrichs. Beerdigt wurde der tüchtige Geschäftsmann nur 47-jährig am 25. März 1667, erstochen von seinem durch die Pest des Jahres 1666 wahnsinnig gewordenen Diener.

Ihm folgte sein einziger Sohn Laurentius (Lorenz), der zwischen 1676 und 1679 ebenfalls früh verstarb. Er stiftete 1676 als Laurentius Hubertus de Thier (Lorenz Hubert von Berg)[1] den Muttergottesaltar aus schwarzem und rotem Marmor in der Oestricher Pfarrkirche.[2] Seine Witwe Maria Elisabetha, geb. Notteman(n)s, trug im Rahmen ihrer zweiten Ehe mit Johann Conrad Koch, einem vielreisenden *„Churfürstlicher Kammerdiener"* und *„Reichkriegskommissar"*, jedoch wesentlich zum Ruin ihrer Oestricher Geschäfte bei.

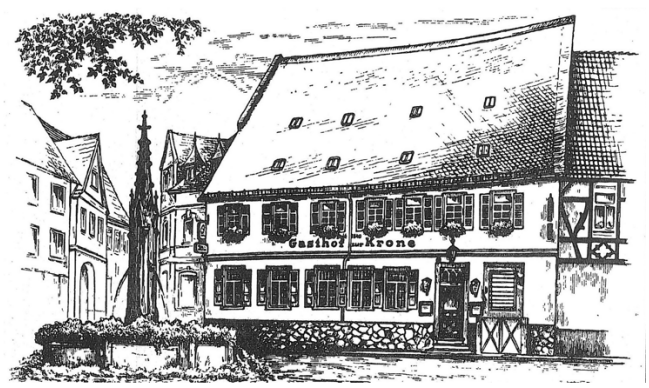


Abb. 2: Wohn- und Bierhaus am Markt „Zur Krone", auch Hupertshaus genannt.[3]

Dominus Pierre/Peter (van/von) Cunibert (1629–1681)[4]

Peter Cunibert war Gerbermeister, 1670 Bourgmestre von Malmédy und Patrizier aus einer alteingesessenen und begüterten Familie. Der Heimatforscher Alfred Herber [5] meinte, dass er die Verhältnisse in dem verwüsteten Rheingau erst gründlich studiert habe, ehe er sich wahrscheinlich um 1670 für seine Niederlassung Oestrich als beste Gelegenheit erkoren habe. Die erfolgreichen Unternehmungen seines Landsmanns Johann Hupert könnten diesen Entschluss beeinflusst haben.

Peters vermutlich älterer Sohn war Quirin (Piette) Cunibert (1655–1718). Er residierte 1694–1696 als Bürgermeister von Malmédy und heiratete in Oestrich Anne Jacquemotte[6] (1655–1700), eheliche Tochter des Jakob Thomasius (Jacobo Tomasio) van Berg, wie das älteste noch vorhandene Kirchenbuch von Oestrich mit Datum 27. November 1676 dokumentiert. Beide werden dort als *„Wallones"* bezeichnet.[7]

Quirin muss – seiner Amtsübernahme nach zu urteilen – wieder nach Malmédy zurückgekehrt sein. Doch zuvor kaufte er – Herber[8] spricht ihn mit Peter Quirin Cunibert an – *„1685 einen wüsten Platz am Rhein* […], [*war*] *von Beruf Gerber* […] *und* … [*errichtete*] *dort eine große Gerberei, zu der er und sein Sohn*[9] *nach und nach den gesamten umliegenden Grundbesitz und die Häuser, zuletzt auch Haus und Weingut der Patres Dominikani in Frankfurt, welches angrenzte, durch Kauf erwerben konnte. So gehörte fast der ganze untere Bachlauf des Pfingstbaches zu ihrem Eigentum."*

Der vermutlich jüngere Sohn Peters war Pierre Henri (1668?–1731). Er begründete die Oestricher Linie der Cuniberts, war Oberschultheiß (etwa 1719–1731) und Anfang der 1700er Jahre auch Kranmeister. Pierre Henri ehelichte Anne Marie Itzstein (1680–1728) aus Winkel, Tochter des Gewaltboten Friedrich von Itzstein.

Pierre Henri Cunibert hatte mindestens fünf Kinder, geboren zwischen 1697 und 1720. Zwei Söhne wurden prominent und ein Sohn – Johann Wilhelm – sein Nachfolger als Kranmeister. Dieser heiratete am 20. Februar 1729 Maria Agnes Gerhard(i), Tochter des Paul Gerhard(i), Mainzer Brauer und Bürger.

Der eine prominente Sohn, Heinrich Peter (1710– nach 1761), war ab 1729 Kantor und Kanoniker am hohen Dom in Frankfurt (Liebfrauenstift) und ab ca. 1734 Dekan von St. Bartholomäus/Frankfurt. Der andere, Augustin Franz (1720–1767), war Kurmainzer Staats- und Geheimrat und wurde als österreichischer *„Reichshofrath"* 1761 in den Adelstand erhoben. Dessen Sohn Dr. jur. Augustin Franz Gottfried Ignaz von Cunibert (1761–1843) wurde 1816 vom bayerischen König zum Freiherrn (*„Baron"*) nobilitiert. Er vermählte sich in Wien mit Anna Maria Barbara von Dobelhof-Dier (1769–1848) und verfasste vor 1816 die Cunibert'sche Familienchronik als Grundlage eben dieser Nobilitierung. Mit dessen Sohn Carl Jakob Augustin Franz (1812–1883), königlich-bayerischer Kammerjunker sowie Kreis- und Hofrat in Aschaffenburg, erlosch der Oestricher Zweig derer von Cunibert im männlichen Stamm.

Der Eberbacher Bursar und Historiograph Pater Hermann Bär hatte vermutlich den Niedergang des blühenden Oestricher Unternehmens Cunibert vor Augen, als er 1790 notierte: *„Zu Winkel, Lorch und*

1 Thier bedeutet im Wallonischen Berg. „De Thier" klingt natürlich etwas bedeutungsvoller als „von Berg".
2 Müller, C. F.: Beschreibung der katholischen Kirche zu Oestrich sowie ihren Kunstschätzen, Alterthümern und historischen Denkwürdigkeiten. Angefertigt im Jahre 1865 von Pfarrer Müller daselbst. Handschriftliches Manuskript, Oestrich 1865.
3 Quelle: Artikel von Karla Wiesinger anlässlich des 450. Jubiläums des Gasthofs „Zur Krone" im Wiesbadener Kurier vom Mai 1990.
4 Die Datenlage zur Familie Cunibert ist für ihre älteren Vertreter nicht befriedigend. Wir haben dazu nach bestem Wissen Angaben aus verschiedenen Quellen zusammengeführt.
5 Herber, A.: Familiengeschichte derer v. Cunibert in Oestrich im Rheingau nach den Aufzeichnungen des Freiherrn Augustin Franz Gottfried v. Cunibert. Bearbeitetes Manuskript mit den farbigen Ahnenwappen im Besitz des Freiherrn v. Künsberg-Langenstadt, Oestrich 1930, S. 4.
6 Der Name Jacquemotte ist identisch mit Jacob.
7 Herber, 1930, S. 11.
8 Herber, 1930, S. 4.
9 Hier irrt Herber, es muss u. E. „Bruder" heißen und Pierre Henri meinen!




Abb. 3a/b: Dr. jur. Augustin Franz Gottfried Ignaz von Cunibert, Portrait von 1831 (Österreichische Nationalbibliothek), und Ausschnitt des Wappens derer von Cunibert mit drei Amseln. Der Wappenspruch lautete: „*Semper Recta Via*“.[1]

Bartholmä[2] *zeigen sich wichtige, sehr wohl eingerichtete und stark beschäftigte Gerbereien. Eine andre viel weitschichtigere und noch besser angelegte Lederfabricke bestand bis Mitte unseres Jahrhunderts* [ca. 1750] *zu Oestrich. Sie bereicherte ihren Besitzer, brachte seine Familie zu einem höhern Stand empor, und gieng dadurch selbst ein. Schade, daß sich für die schöne Anlage kein gewachsener Nachfolger fand.*“[3]

Hochstapelei und Bankrott

Maria Elisabetha Hupert, aus der vermögenden wallonisch-niederländischen Unternehmerfamilie Notteman(n)s stammend, heiratete in zweiter Ehe Johann Conrad Koch, der als *„Reichkriegskommissar“* für alle Arten von Truppenversorgung zuständig war.

Dieser kümmerte sich wenig um die Oestricher Manufaktur und Besitzungen. Er hatte andere Pläne, für die er Geld brauchte: Es ging ihm seit 1679 um Besitz und Betrieb einer mit der erfolgreichen Mariot‘schen Niederlassung Nievern konkurrierenden Eisenhütte zu Hohenrhein bei Niederlahnstein. Hier die auskömmlichen, aber verlässlichen handwerklichen Einkünfte in Oestrich, da die Lockungen des großen Geldes durch eine Eisenmanufaktur an der Lahn, die begehrtes und erlösträchtiges Kriegsgerät jeglicher Art liefern konnte.

Durch Verleumdungen der Wettbewerberin Susanna Catharina Mariot als Besitzerin der Nieverner Hütte, verlockende Vorspiegelungen und falsche Gewinnversprechen gewann Koch am 14. September 1690 den Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen als *„Mitgewerke“* der Hohenrheiner Hütte. Das Vorhaben nahm jedoch ein jähes Ende. Die Hoffnung auf großen Gewinn erwies sich als grobe Täuschung. Das Koch‘sche Unternehmen brach Ende 1692 mit 39 100 Reichstaler Schulden zusammen.[4]

Wollte man dieser Koch’schen Geschichte eine Moral abgewinnen, handelte sie von den Verlockungen des großen Geldes, vielleicht auch von menschlicher Gier, die sich der betrügerischen Schönfärberei bedient, und vor allem dem Verlust von benediktinisch geprägter Solidität, das heißt: Gründlichkeit und Zuverlässigkeit sowie Maß und Mitte.

Über den Verbleib der Huperts, Notteman(n)s und Kochs in Oestrich und weiterer Umgebung ist nach dieser 13-jährigen Episode (1679–1692) nichts bekannt; lediglich die Oestricher Steuerliste führt 1701 noch einmal den Namen „*Huberth*“ (*„39 Huberth Leonhard, 2 Erwachsene“*) auf.[5] Ob es sich um einen Verwandten des Lorenz Hupert handelt, ist nicht ersichtlich.

Drei fundamentale Bedingungen des Oestricher Wiederaufbaus

Alle Bemühungen um den Wiederaufbau durch die einheimische Bevölkerung und die wallonischen Unternehmer (Stabloer Hof, Johann Hupert, Peter Cunibert) gelangen nur, weil der Landesherr und die Gemeinde Oestrich entsprechende Voraussetzungen bieten konnten. Rudolf Rosensprung[6] nennt dazu drei fundamentale Bedingungen, denen vollumfänglich zugestimmt werden kann.

1. Der Rheingau hatte sich von Anfang an klar und eindeutig auf die Seite des Landesherrn, des Kurfürsten und Erzbischofs von Mainz, gestellt, der bis 1631 immer schützend seine Hand über das Land halten konnte. Der eigentliche Krieg dauerte also für den Rheingau nicht 30, sondern nur 17 Jahre.
2. Der Wein, der den natürlichen Reichtum des Landes bildete und jedes Jahr nachwuchs, war sein bestes Zahlungsmittel.

Entscheidend aber dürfte gewesen sein, dass hier das Gemeinwesen schon seit alters hochentwickelt war. Ein gesunder Bürgersinn ließ die Menschen in der Not zusammenstehen und auch so furchtbare Jahre wie die Zeit des Dreißigjährigen Krieges durchstehen.

Einwohnerentwicklung von Oestrich

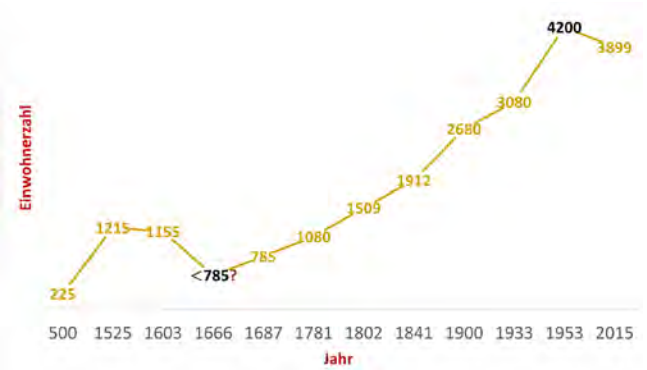


Abb. 4: Diagramm der Oestricher Einwohnerentwicklung mit zwei geschichtlich erklärbaren Diskontinuitäten – die Wirkung der Großereignisse Brandschatzung 1635 und Pest 1666 (Tiefstand) sowie [ist vielleicht gemeint: Zuwachs durch?] Flucht und Vertreibung 1953 (Hochstand) (eigene Darstellung).[7]

1 Herber, 1930, S. 1.
2 Kleiner Ortsteil am westlichen Ortsausgang Winkels nahe der heutigen Wegekapelle St. Bartholomäus.
3 Bär, H.: Beiträge zur Mainzer Geschichte der mittleren Zeiten. Bd. 2: Diplomatische Nachrichten von der natürlichen Beschaffenheit und Kultur des Rheingaues in mittleren Zeiten, Mainz: Häfner 1790, S. 180 Fn. y.
4 Herber, 1925, S. 2f.; Beck, L.: Beiträge zur Geschichte der Eisenindustrie in Nassau, in: Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung 33, 1902, S. 240.
5 Die „Steuerliste Oestrich 1701“ wurde von Norbert Michel 2005 in einer Abschrift durch R. Steinmetz publiziert.
6 Rosensprung, R.: Die Einwohner von Mittelheim im Jahre 1613 [1963], in Michel, N.: Zu den Lasten des Dreißigjährigen Krieges im Rheingau – mit einer Einwohnerliste von Mittelheim aus dem Jahre 1613, 2006.
7 Lehmann, S.: Die Siedlungen der Landschaft Rheingau, Frankfurt: Brönner 1934 (Bd. 1: Textband, S. 37–39; Bd. 2: Kartenband, Tafel III/3, Tafel VI/34); Becker, ,1913,, S. 75–78. Oestrich (Rheingau), Einwohnerzahlen.

Lakai bei Landgraf Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt: Der „Leib-Mohr“ Ludwig Carl Prenzlau (um 1738–1785) und sein Umfeld

Rainer Maaß, Darmstadt

In diesem Artikel werden zeitgemäße Bezeichnungen verwendet. Diese werden heute oft mit einer negativen Bedeutung verstanden. Sie sind deshalb als Zitate gekennzeichnet (Anführungszeichen).

Zwischen dem 17. Mai 2024 und dem 31. Januar 2025 wird anlässlich des 250. Todesjahres der „Großen Landgräfin“ Karoline von Hessen-Darmstadt (1721–1774) im Jagdschloss Kranichstein eine Ausstellung gezeigt, die ihr gelehrtes Netzwerk in den Mittelpunkt stellt und danach fragt, welches Interesse sie an den Naturwissenschaften hatte und wie ihr Naturverständnis und ihr Menschenbild aussahen.

Präsentiert wird auch das für die Ausstellung restaurierte prächtige Porträt der Landgräfin mit einem „Mohren“, gemalt von dem preußischen Hofmaler Antoine Pesne (1683–1757). Es existierten insgesamt drei Gemälde mit diesem Sujet, denn kurz vor seinem Tod im Jahre 1757 stellte Pesne zwei Kopien des Porträts in Rechnung, die er selbst angefertigt hatte, sowie einen Ausschnitt daraus, eine „Copie en buste“ Karolines.[1] Ein Porträt mit dem „Mohren“ ist im Schlossmuseum Darmstadt ausgestellt.[2] Das Original dürfte die in der Ausstellung präsentierte Wolfsgartener Version sein, da sie doch feiner ausgearbeitet ist als jene im Schlossmuseum, die zudem aus dem Nachlass des Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Homburg stammen soll.[3] Der Verbleib der dritten Ausfertigung ist unklar, vielleicht ist sie im Zweiten Weltkrieg im Schlossmuseum verbrannt.[4]

Diener und Herrin sind auf dem Bild (Abb. 1) sofort identifizierbar. Die Landgräfin in ihrer unnahbaren Pose steht im Zentrum, während der Junge, vor ihr knieend und bewundernd zu ihr aufblickend, kontrastierendes Beiwerk ist. Er belebt die Szenerie durch seine Andersartigkeit, gibt der Darstellung einen besonderen Reiz. Trotz einer gewissen erotischen Komponente, die verschiedene Deutungen zulässt, wird die große Distanz der beiden Personen deutlich, denn die Landgräfin legt zwar ihren linken Arm um die Schulter des Jungen, aber mehr um zu betonen: „Dieser gehört mir“, als eine wirkliche innere Verbundenheit auszudrücken. Im Gegensatz zum Jungen, der ihr zwei Rosen- oder Pfingstrosenblüten überreichen möchte und auf eine Reaktion Karolines wartet, schaut diese ihn nicht an, ihr Blick ist



Abb. 1: Die große Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt mit einem „Mohren“. Gemälde von Antoine Pesne, um 1755 (Quelle: Hessische Hausstiftung, Kronberg i. Taunus, Inv.-Nr.: WO B 8105)

1 Hessisches Staatsarchiv Darmstadt (HStAD), D 4 Nr. 537/2: Rechnung Pesnes aus Berlin, den 17. März 1757: *„Deux Copies en grand comme l’original faits de ma propre Mains“*, für die er sich insgesamt 340 Reichstaler berechnete. Für die *„Copie en Buste“* berechnete er sich weitere 30 Reichstaler. Dass die Begleichung der Rechnung Schwierigkeiten bereitete, belegt ein Schreiben Karolines an die Rentkammer in Buchsweiler vom 9. April 1757 (ebd.). Aus ihm geht auch hervor, dass die Arbeit des *„berühmten Mahler Pesne“* auf Befehl des Erbprinzen *„für einige Jahre* [vor einigen Jahren] *verfertiget worden“* sei. Mithin dürfte das Original und bald danach auch die Kopien im Jahr 1754/55 entstanden sein.

2 Hessische Hausstiftung, Schlossmuseum Darmstadt, Inv.-Nr. DA B 21133. Abgebildet u. a. in dem Ausstellungskatalog: Philipp Blom, Wolfgang Kos (Hrsg.): Angelo Soliman. Ein Afrikaner in Wien, Wien 2011, S. 53. Der erläuternde Text dazu auf S. 173 ist insofern zu berichtigen, als Karoline keine alleinstehende Frau war und der junge Schwarze nicht primär ihr, als vielmehr ihrem Mann zugehörig war.

3 Freundliche Auskunft von Herrn Andreas Dobler, Museum Schloss Fasanerie vom 9. Juli 2013, der ebenfalls annimmt, dass das Wolfgartener Exemplar das Original ist.

4 So die Erklärung für eine Ausfertigung, die im Bildarchiv Foto Marburg zu sehen ist. Das Schlossmuseum Darmstadt kann diesen Verlust jedoch nicht bestätigen. Vgl.: <https://www.bildindex.de/document/obj00071760> [26. April 2024]. Vielleicht führt eine Spur zu dem dritten Exemplar auch nach Bergzabern, denn im Inventar der Mutter der Großen Landgräfin ist ebenfalls ein Karoline-Porträt mit einem „Mohren“ aufgeführt, das dort im Kabinett der Mutter hing (vgl. HStAD, D 4 Nr. 563/7, Nr. 58).

hoheitsvoll auf den Betrachter ihres Abbildes gerichtet.[1]

Im Folgenden geht es nicht primär um die Landgräfin, sondern es soll der Schwarze Junge an ihrer Seite im Zentrum stehen, stellvertretend für die anderen aus fremden Ländern stammenden Hofbediensteten, über die in der Regel nur sehr wenig bekannt ist, die dem Hof aber ein exotisches und extravagantes Flair verliehen, die Fürstinnen und Fürsten weltgewandt erscheinen ließen und die für Repräsentationsbedürfnisse instrumentalisiert wurden.

Wir wissen nicht mit letzter Sicherheit, wer der Junge auf dem Bild von Pesne ist. Er könnte eine Phantasiegestalt sein oder ein anderer Schwarzer, welcher der Großen Landgräfin zur Seite gestellt wurde.[2] Besonders auffällig ist, dass der Knabe auf dem Karoline-Bildnis sehr ähnlich aussieht wie der auf dem wohl nur wenig später entstandenen Gemälde Pesnes von Anna Elisabeth Luise von Brandenburg-Schwedt, was zu der These geführt hat, *„dass es sich bei den Darstellungen von Damen mit ‚Kammermohren' nicht um Doppelporträts, also um keine realistische Darstellung der weißen Damen mit ‚ihrem' treuen Diener handeln muss. Vielmehr seien die Schwarzen Knaben den weißen Damen als Attribut' zur Seite gestellt worden."*[3]

Trotzdem ist es durchaus möglich, dass es sich bei dem Schwarzen Jungen um Ludwig Carl Prenzlau handelt, der dem Erbprinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt (1719–1790), dem Mann Karolines, im Jahr 1754 „übereignet" wurde. Ihm wurde im Zug einer Ausstellung des Staatsarchivs Darmstadt mit dem Titel „Exotik im Archiv – Reiz und Schrecken des Fremden" im Jahre 2013 bereits größere Aufmerksamkeit zuteil,[4] hier sollen nun die aktuellen Forschungen zu seiner Person ihren Platz finden.

Die wichtigste Information über ihn stammt von dem späteren Landgrafen Ludwig IX. selbst, der anlässlich des Todes von Prenzlau in einem seiner großformatigen Schreibkalender unter dem 10. Januar 1785 akribisch notierte: *„Starbe der Laquay Prenzlow, er wurde alt ohngefehr 47 Jahr, habe Ich denselbigen von dem Capit*[än] *Uhlenfeld Den 28.ten August 1754 bekommen, diente mir derselbe Also 30 Jahr 4 Monat und 13 Täg. Ich habe Ihn in Prenzlow thaufen lassen, und bekam er den nahmen Ludwig Carl Prenzlow. Den letsteren Freytag Morgens mußte er von der Aufwartung ab- und nach Hauß gehen, ware also in allem 4 Täg Bettlägerich. Er ist zu Surinam gebohren, allwo der Graf Neal, der in Berlin gestorben, und welchem seine Tochter an den Obrist Perch von Royal Deuyponts verheurathet, her Ist, gedachter Graf Neal hatte eine Plantage in Surinam. Er ware ein Mohr."*[5]

Während sich bislang keine weiteren Informationen zu dem oben genannten Kapitän Uhlenfeld finden ließen, kann eine persönliche Bekanntschaft und ein engeres Verhältnis zu dem Grafen Stephan Laurentius von Neal (auch in der Namensvariante Neale, 1688–1762) belegt werden, denn am 12. Februar 1754 war der Erbprinz neben Angehörigen des preußischen Königshauses Pate bei der Taufe von Neals einzigem Sohn Ferdinand (1754–1828).[6] Demzufolge erhielt der Sohn als zweiten Vornamen den Namen Ludwig.[7] Für den 65-jährigen Vater Neal, in vierter Ehe verheiratet, war diese Taufe sicherlich ein großes Ereignis. Die Übernahme der Patenschaft und das einige Monate später erfolgte „Geschenk" eines Schwarzen Jungen dürften in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen.

Neal war 1750 in den preußischen Grafenstand erhoben worden, nachdem er sich *„auf Einladung des Königs Friedrich des Großen in den preußischen Staaten"* niedergelassen hatte.[8] Der Monarch wollte vom Reichtum und den Beziehungen des Geschäftsmannes profitieren, der auch als „roi de Surinam" („König von Surinam") bekannt

1 Ergänzend und auch unterschiedlich hierzu die Interpretation des Gemäldes (die Landgräfin sei als Venus dargestellt) bei Katja Wolf: „Und ihre siegreichen Reize steigert im Kontrast ein Mohr. Weiße Damen und Pagen in der Bildnismalerei". In: Viktoria Schmidt-Linsenhoff, Karl Hölz, Herbert Uelings (Hrsg.): Weiße Blicke. Geschlechtermythen des Kolonialismus, Marburg 2004, S. 19–36. Vgl. auch Manja Anaid Dettmann: Bloss ein weiterer „Kammermohr"? Das Schwarze (Figuren-) Personal in der preussischen Hofmalerei des 18. Jahrhunderts (Mag.-Arb. TU Berlin Fakultät I: Institut für Kunstwissenschaft und Historische Urbanistik/Fachgebiet Kunstgeschichte), Berlin 2011, S. 54–61.

2 Pesne hat auf seinen zahlreichen Repräsentationsporträts mehrfach „Mohren" abgebildet. Vgl.: Helmut Börsch-Supan: Der Maler Antoine Pesne. Franzose und Preuße, Hanau 1996, S. 42, 46, 60, 61, 67, 101, 141, 143; Ekhart Berckenhagen, Pierre du Colombier u. a.: Antoine Pesne, Berlin 1958, S. 149f., Tafel Nr. 29 (Erläuterung S. 110); Tafel Nr. 62 (Erläuterung S. 100); Tafel Nr. 114 a (Erläuterung S. 158), Tafel Nr. 125 (Erläuterung S. 137), Tafel 220 (Erläuterung S. 111), Tafel 228 (Erläuterung S. 150), Tafel 229 (Erläuterung S. 98).

3 Dettmann (wie Anm. 5), S. 56.

4 Vgl. die Ausführungen über ihn bei Carl Haarnack, einem Antiquar und Surinamesen in Amsterdam, auf seiner Homepage Buku Surinamica: <https://bukubooks.wordpress.com/2013/11/23/prenzlau/> [26. April 2024]; Annika Nasz: Mohr, Soldat und Kammerhusar. Eine Sammelleidenschaft am Hofe der Darmstädter Landgrafen. In: Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde 74 (2016), S. 255–271.

5 HStAD, D 4 Nr. 517/1. Der Eintrag wird in gekürzter Form in den folgenden Schreibkalenden bis 1790 wiederholt, ohne weitere Informationen über Prenzlau zu liefern. (Vgl. u.a. D 4 Nr. 520, Eintrag vom 10. Januar 1790).

6 HStAD, D 4 Nr. 509/20, Eintrag vom 12. Februar: *„Bey Graff Neal zu Gevatter gestanden"*.

7 Der vollständige Name lautete Ferdinand Ludwig Carl Heinrich Philipp Maximilian. Er wurde später Geheimer Rat, Kammerherr und erster Obermundschenk am preußischen Hof und heiratete Eleonore v. Keller, Obersthofmeisterin bei der Prinzessin Ferdinand von Preußen. Mit ihm ist das Geschlecht im Mannesstamm schon ausgestorben. Seine Schwester Sophie heiratete den preußischen Kammerherrn und Major Christian v. Bergh (*„Perch"*, wie sie Erbprinz Ludwig nennt,) und war Hofdame der Prinzessin Heinrich von Preußen. Vgl. Gothaisches genealogisches Taschenbuch der gräflichen Häuser aus das Jahr 1863, 36. Jahrgang, Gotha 1863, S. 591; Neues allgemeines Deutsches Adels-Lexikon, herausgegeben von Ernst Heinrich Kneschke, 6. Band, Leipzig 1865, S. 454; vgl. auch: <https://www.genealogieonline.nl/de/west-europese-adel/I296572.php> [26. April 2024].

8 Gothaisches genealogisches Taschenbuch (wie Anm. 11), S. 590.

war. Tatsächlich engagierte sich Neal in der 1751 gegründeten Emder Ostasiatischen Handelskompanie, führte seine Handelsgeschäfte mit Westindien unter dem Schutz des preußischen Königs weiter, bekam auch das Recht, mit zwei Booten auf der Elbe zwischen Berlin und Hamburg zu fahren und Binnenhandel zu treiben.[1]

Neals Familie stammte ursprünglich aus Irland, hatte aber Anfang des 17. Jahrhunderts ihren Wohnsitz in den Niederlanden genommen und konnte von dort aus Landbesitz in Surinam (Kolonie der Niederländischen Westindien-Kompanie) erwerben. Stephan Laurentius v. Neal war selbst in Surinam geboren. Der Reichtum der Familie war sprichwörtlich. Er beruhte auf dem Anbau von und dem Handel treiben mit Zucker und insbesondere Kaffee. Kaffeepflanzen hatte er als einer der ersten ab 1718 in Surinam angebaut und nach Amsterdam exportiert.[2]

Kontakte zu Friedrich dem Großen und zum Königshof waren also gegeben und wollten gepflegt werden, da Neal sein Palais in Berlin zu seinem neuen Lebensmittelpunkt erkoren hatte. So gehörten schnell auch Angehörige von Fürstenhäusern, die mit der Königsfamilie in Beziehung standen, wie der Erbprinz von Hessen-Darmstadt, zu den Bekannten Neals. Im Zusammenhang mit der oben erwähnten Patenschaft Ludwigs lag es nicht fern, dem Erbprinzen bei einem Besuch in Berlin einen Schwarzen Jungen zum Geschenk zu machen, zumal Neal auf seinen überseeischen Plantagen hunderte eigener Sklaven besaß und für sich arbeiten ließ. Gegen Ende seines Lebens sollen es genau 457 gewesen sein. Wahrscheinlich war Neal daran beteiligt, Schwarze Kinder an den preußischen Hof zu liefern *„unter anderem mittels fester Verträge mit der Niederländischen Westindien-Kompanie“*.[3] König Friedrich Wilhelm I. und sein Sohn Friedrich II. hatten ein persönliches Interesse am Kauf von „Mohrenkindern“, die zwischen 1715 und 1730 hauptsächlich durch „englische Lieferanten“ an den Hof gebracht wurden und nach 1730 überwiegend durch die Niederlande vermittelt wurden.[4] Hier dürfte Neal also eine gewisse Rolle gespielt haben.

Übergeben wurde der Junge in Spandau, wohin sich der Erbprinz Ende August 1754 zum Manöver begeben hatte.[5] Am 30. August reiste er von Spandau weiter nach Berlin, traf dort mit Karoline zusammen, die bereits am 28. August eingetroffen war und am 7. September in Rheinsberg eintraf, wo ihr zu Ehren ausgiebig gefeiert wurde.[6]

Das Erbprinzenpaar hielt sich während der preußischen Militärdienste Ludwigs zwischen 1750 und 1757 in Prenzlau auf; in dem Palais, in dem das Paar seinen Wohnsitz hatte, dürfte der Junge zunächst als Lakai zum Einsatz gekommen sein.



Abb. 2: Das Palais des Erbprinzenpaares in Prenzlau (Quelle: HStAD, R 4 Nr. 25212 ÜF)

So liegt es nahe, dass sich Karoline mit ihm, dem neuen „Exoten“ in der Umgebung ihres Mannes, vielleicht auch auf seinen Wunsch hin, wohl in der zweiten Jahreshälfte 1754 oder 1755 vom Hofmaler Pesne malen ließ. Das Alter des „Mohren“ auf dem Bild ist schwer zu bestimmen. Wenn es Prenzlau ist, dann war er 1754 etwa 15 Jahre alt – die dargestellte Person auf dem Bild könnte dieses Alter haben, wirkt aber etwas jünger.

Für Karoline war die Begegnung mit einem Schwarzen Menschen nichts Ungewohntes. Auf einer Miniatur, die auf die Zeit um 1740 datiert wird, aber wohl 1743 entstanden ist, ist sie als junge Frau bereits mit einem

1 Zu Neal vgl. die sehr gute Arbeit von C[arel] F[rederik] Gülcher: Een Surinaamsche Koffieplanter uit de 18de Eeuw (S. L. Neale). In: De West-Indische Gids, 1943, 25ste Jaarg., pp 41–59. Online unter <https://www.jstor.org/stable/41847038?seq=3> [26. April 2024]. Vgl. auch <https://nl.wikipedia.org/wiki/Stephanus_Laurentius_Neale> [26. April 2024].

2 Vgl. Philipp Fermin: Ausführliche historisch-physikalische Beschreibung der Kolonie Surinam. (…) Zweyter Theil, Berlin 1775, S. 39. Hier wird der Vater Neals als erster Anbauer von Kaffee genannt. Vgl. auch Johann Georg Krünitz, Oekonomische Encyklopädie online, Artikel Kaffee <https://www.kruenitz1.uni-trier.de> [26. April 2024].

3 Veronica Buckley: Afrikaner an den Höfen Europas: Biografien und Bilder. In: Angelo Soliman (wie Anm. 2), S. 49–65, hier S. 60. Zahlreiche schwarze Personen an europäischen Höfen stammten nicht direkt aus Afrika, sondern kamen über den Umweg der europäischen Kolonien nach Europa, ein beträchtlicher Teil explizit aus Surinam. Dazu gehörte als einer der bekanntesten Ignatius Fortuna (um 1725–1789), der am Hof von Äbtissin Franziska Christine von Pfalz-Sulzbach (1696–1776) lebte.

4 Andreas Becker: Preußens schwarze Untertanen. Afrikanerinnen und Afrikaner zwischen Kleve und Königsberg vom 17. bis ins frühe 19. Jahrhundert. In: Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte NF 22 (2012), Heft 1, S. 1–32, hier S. 11.

5 Klara Hartmann: Der Aufenthalt der großen Landgräfin Caroline von Hessen-Darmstadt in Preußen 1750–57, Münster 1923, S. 26.

6 Hartmann (wie Anm. 17), S. 38. Elisabeth Mentzel: Karoline von Hessen-Darmstadt, die große Landgräfin. Ihr Aufenthalt in Prenzlau 1750 bis 1756, Darmstadt 1906, S. 73 f.



Abb. 3: Prinzessin Karoline in jungen Jahren mit einem „Mohren". Miniatur auf Pergament, wohl 1743 (Die Miniaturen-Sammlung Seiner Königlichen Hoheit des Grossherzogs Ernst Ludwig von Hessen und bei Rhein, Leipzig 1917, Tafel 41 Nr. 137, heute Nationalmuseum Warschau, Inv.-Nr. Min.16 MNW)

„Mohren" abgebildet (Abb. 3).[1] Um wen es sich hierbei handelt, ist unklar, aber dieses Bildnis sowie Schriftstücke im Hessischen Staatsarchiv belegen, dass es mehr als nur einen „Kammermohren" am Hanau-Lichtenberger Hof in Buchsweiler gegeben hat und Ludwig Carl Prenzlau nicht der erste dort war.

Im August 1742 wird von einem „Mohr" berichtet, der des Hofes verwiesen wurde, da er trotz seiner *„böβen Krankheit"* keine Diät hielt, sondern trank und andere *„excesse"* beging. Da mit einer Besserung nicht zu rechnen war, wurde er aus Buchsweiler ausgewiesen, erhielt noch zwei Hemden und ein paar Hosen, da er in ganz zerfetzter Kleidung herumlief, so dass man ihn, noch versehen mit seiner alten Livree und drei Gulden, einigermaßen *„mit Ehren"* entlassen konnte. Es hätte sich auch nicht geschickt, so Hofrat Koch, den *„armen Tropf" „halb nackend"* zu entlassen, da er sich nach Straßburg in den Dienst eines Herrn von Mühlenheim (wohl der Familie von Müllenheim-Rechberg zuzurechnen) begeben wollte. Befürchtet wurde allerdings, dass er auch in Straßburg nicht lange in Dienten stehen würde.[2]

Dieser Schwarze war nicht der einzige am Buchsweiler Hof. Koch berichtete im November 1743 von einer Schlägerei zwischen dem „Negre" Thomas und dem Lakaien Jordis auf der Bürgerstube in Buchsweiler.[3] Vielleicht derselbe wollte im November 1743 nach seiner Ankunft von Pirmasens die Erlaubnis erhalten, nach Straßburg gehen zu dürfen, um sich im *„Paukenschlagen"* zu üben. Der Hofmarschall des Erbprinzen v. Geyling meinte, er könne doch die Pauken im Zimmer des Erbprinzen benutzen, aber Kammerdiener Wagner hatte die Anweisung, niemanden in das Zimmer zu lassen. So wurden auf Geylings Vorschlag die Pauken in das Billardzimmer gestellt, wo der „Mohr" nun üben konnte.[4]

Auch 1750 wurde ein „Mohr" bzw. ein „afrikanischer Kammerlakai" genannt, der aufgrund von Gehaltskürzungen seinen Abschied forderte und auch erhielt.[5] Interessant hierbei ist, dass er durchaus die Freiheit besaß, sich anderweitig zu orientieren und quasi zu kündigen, ohne dass man ihn aufhielt.

Karoline scheint zu fremdländischen und auch schwarzen Menschen eine gewisse Affinität immer gehabt und nie verloren zu haben: Die Unterstützungszahlungen und Almosen, die in ihren Ausgabekalendern auftauchen,[6] sind hierfür ebenso ein Indiz wie auch der Anschein des Besonderen, den die Anwesenheit dieser Menschen in der Petersburger Adelsgesellschaft und am kaiserlichen Hofe mit sich brachte. Ihre Hofdame Marianne von Löw schrieb darüber: *„Es gehört zum guten Ton aller großen Petersburger Häuser, Kinder verschiedener Nationen bei sich zu haben, Türken, Neger, Kalmücken, Armenier usw.; einige sind von vollkommener Schönheit, andere dagegen von einzigartiger Hässlichkeit. Die Zarin Katharina II. selbst hat ständig solche Kleinen um sich. Damals gab es einen Türken und zwei Neger, 10 bis 12jährige Knaben, die den größten Teil des Tages in den kaiserlichen Gemächern verbrachten, spielten und in aller Freiheit umhersprangen; gewöhnlich gingen sie auch vor ihr her, wenn sie beim Cercle (Zusammenkunft der höfischen Gesellschaft) erschien …"*[7]

Vor ihrer Abreise aus St. Petersburg übereignete Graf Sachar Tschernischew der Großen Landgräfin einen etwa 12-jährigen Jungen vom Volk der Kalmücken, der später auf den Namen Feodor Iwanowitsch Kalmück (um 1761–1832) getauft wurde. Nach dem Tod der Landgräfin

1 Die Miniaturensammlung Seiner Königlichen Hoheit des Grossherzogs Ernst Ludwig von Hessen und bei Rhein, Leipzig 1917, Tafel 41, Nr. 137. Es könnte sich hierbei um ein Miniaturporträt von der Hand des Hofmalers Lutherburg aus dem Jahre 1743 handeln. Vgl.: Eduard Grupe: Landgräfin Caroline von Hessen und Buchsweiler (1741–1765) (Beilage zum Programm des Gymnasiums in Buchsweiler), Straßburg 1901, S. 5: *„Im Jahre 1743 stellt am 24. März der Maler Kamm eine Rechnung aus über 2 Pastellgemälde für die Erbprinzessin, das Stück zu 6 Louis d'or, und zur gleichen Zeit der Hofmaler Lutherburg eine Rechnung über 5 Miniaturporträts, drei des Erbprinzen und zwei der Erbprinzessin, im Betrage von 480* [Livre]".

2 HStAD, D 8 Nr. 260/1. Darin: „Die Fortweisung eines Mohren".

3 HStAD, D 4 Nr. 524/9, Schreiben vom 27. November 1743.

4 HStAD, D 4 Nr. 524/11, Schreiben vom 1. Dezember 1743.

5 HStAD, D 4 Nr. 524/9, Schreiben vom 1. März, 5. April und 8. April 1750.

6 HStAD, D 4 Nr. 558/1a (1762): Zahlung an einen *„négro garcon"* am 16. April; an *„negresse"* am 7. August; an *„petit … négre"* am 17. November; an *„negresse"* am 21. November; D 4 Nr. 558/1b (1763): Zahlung an *„negresse"* am 24. Februar und 18. August; D 4 Nr. 558/2c (1769, also während ihrer Darmstädter Zeit): Zahlung an *„negresse"* am 15. März.

7 Ulrike Leuschner, Rainer Maaß (Hrsg.): Journal du Voyage en Russie. Marianne von Löws Tagebuch der Russlandreise der Großen Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt 1773, 2. Aufl., Darmstadt und Marburg 2016, S. 138f., S. 265f.

nahm ihn ihre Tochter Prinzessin Amalie mit nach Karlsruhe und ließ ihn zum Maler ausbilden.[1] Karoline hat aus Russland wohl auch einen kleinen Türkenjungen mit nach Darmstadt gebracht, den sie dort unterrichten und taufen lassen wollte.

Zurück zur Prenzlauer Zeit des Erbprinzenpaares. Fassen wir zusammen, was sich bislang zu Prenzlaus Leben belegen lässt:

Aufschlussreich ist zunächst sein Taufeintrag vom 8. August 1756 im Kirchenbuch der St. Marienkirche zu Prenzlau. Er belegt die Unterweisung in der evangelisch-lutherischen Religion auf Wunsch (gleich Befehl) des Erbprinzen, der wohl auch dafür Sorge trug, dass der junge Mann lesen und schreiben lernte und der ihm seinen neuen Nachnamen bestimmte, übernommen von dem Ort seiner Taufe. Der Eintrag bestätigt weiter die Herkunft aus Surinam und macht einige wenige Angaben zu seinem Vater, der dort angeblich als Offizier gedient hatte.

Der Eintrag lautet: *„46. ahn 8ten August wurde / Carl Ludwieg Prentzlau. / ein Mohr und gebohrner Heide aus / Surinam in West-Indien gebührtig / als welcher im 18ten Jahre seines Alters sich zur Evangelisch Lutherischen / Kirche wandte, nach vorhergegange- / nem Unterrichte und in der St. Marien / Kirche öffentlich abgelegtem Lutherschem / Glaubens-Bekäntniße, getaufft. / Nach seiner Aussage war sein Vater / ein Commandirender Officier unter / Holländischen Truppen in West-Indien; / er nannte sich vorher nach seines Va- / tern Geschlechts Namen Primo,[2] da er / sich nun aber in Diensten des Erb-Prinzen / von Heßen Darmstadt Hochfürstliche Durchlauchten / befand; als welche diesen Mohren nach seinem Begehren zur Evangelisch Lutherischen Religion / anzuhalten die Gnaden hatten: so wurde ihme / von Hoch-Denenselben der obenangezeigte / Nahme in der Heiligen Tauffe beigelegt. / Die Tauf-Zeugen waren / 1. Ihro Hochfürstliche Durchlaucht der Erb-Prinz von Heßen- / Darmstadt als in dero Namen dero Küchen Meister / Herr Johann Conrad Wagener aus Butzbach in der Wetterau / 2. Ihro Hochfürstliche Durchlaucht des Erb-Prinzens Gemahlin als in dero Namen dero Zweite Kammer-Jungfer / Mademoiselle Jacobina Ernestin aus Bußweiler im Elsaß / und / 3. Ihro Hochfürstliche Durchlaucht der junge Erb-Prinz Ludwieg / als in dero Namen der fürstliche Cabinetts Cassier / Herr Philipp Jacob May aus Worms am Rhein / die Stelle zu vertreten befehliget waren.“*[3]

Ludwig hielt das Ereignis dieser doch nicht alltäglichen Taufe eines „Mohren“ nicht in seinem Schreibkalender fest. Auch erschien er nicht selbst in der Kirche, sondern ließ sich, wie auch Karoline mit ihrem gerade dreijährigen Sohn, Erbprinz Ludwig, durch Hofbedienstete vertreten – ganz dem Stand gemäß, den Prenzlau nunmehr einnehmen sollte: als ein Lakai unter anderen. Er war – vergleichbar mit den anderen schwarzen getauften Personen

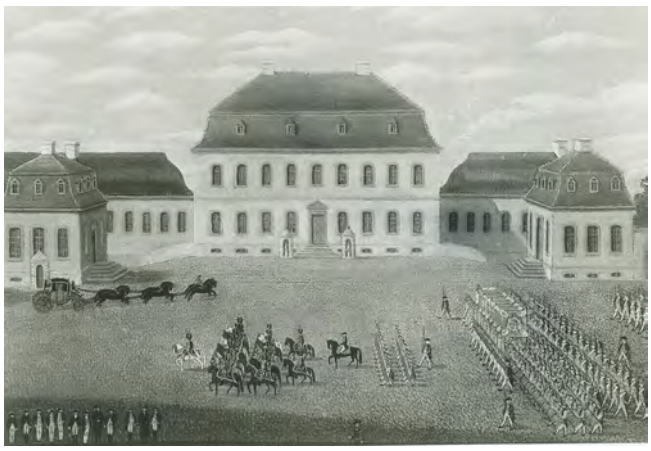


Abb. 4: Das 1793 zerstörte Schloss zu Pirmasens, langjährige Arbeitsstätte von Ludwig Prenzlau (HStAD, R 4 Nr. 25380)

in Preußen persönlich frei, *„jedoch verpflichtet, ihrem Herrn bestimmte Dienste gegen Entlohnung zu leisten.“*[4]

Nach der Quittierung der preußischen Militärdienste im Jahre 1757, als das erbprinzliche Paar wieder nach Hanau-Lichtenberg zurückkehrte und sich Karoline hauptsächlich in Buchsweiler, ihr Mann aber meist in Pirmasens aufhielt, deuten Indizien darauf hin, dass sich Prenzlau zunächst eher in Buchsweiler aufgehalten haben könnte, spätestens ab Beginn der 1760er Jahre jedoch in Pirmasens, wo er fortan seinem Herrn diente.

In Pirmasens (Abb. 4) wird er im August 1759 als „Leib-Mohr“ erwähnt, der bislang wie andere namentlich genannte Lakaien am sogenannten „Nachtisch“ gespeist wurde. Hierunter war eine Tafel zu verstehen, bei der das übrig Gebliebene von der fürstlichen Tafel aufgetischt wurde. Da man die Anzahl der Esser an diesem „Nachtisch“ minimieren wollte, hielt man es für ratsam, den Lakaien (und somit auch Prenzlau) einen Betrag von 10 Gulden monatlich auszuzahlen. Als Lakai stand er sich damit besser als die am „Gesindetisch“ gespeiste niederste Dienerschaft, die mit 5 Gulden monatlich abgefunden wurde.[5]

Als Lakai und „Leib-Mohr“ gehörte Prenzlau zu den Livree-Bediensteten, d. h. auch, dass ihm Dienstkleidung vom Hof gestellt wurde. Hierzu hat sich ein Vorgang aus dem Jahre 1759 erhalten, der eine vage Aussage darüber erlaubt, wie der „Leib-Mohr“ gekleidet war. Der Geheime Rat und Regierungspräsident für Hanau-Lichtenberg in Buchsweiler, Hieronimus Maximilian von Günderode, ließ ihm wohl im Vorfeld einer gemeinsamen Reise von Buchsweiler nach Hannover *„einen blauen tuchen Rock, roth Camisohl* [Weste] *und dergleichen Hossen“* ebenso anfertigen wie einen Hut mit silberner Tresse eingefasst, ein halbes Dutzend Schnupftücher und je drei Paar wollene Ober- und leinene Unterstrümpfe.[6] Prenzlau forderte dazu aber noch sechs Hemden und weitere sechs für

1 Leuscher/Maaß, S. 265f.
2 Nach Carl Haarnack (wie Anm. 8) war der Name *„Primo“* aber ein typischer damaliger Sklavenname. Auf der Plantage Coertvlugt in Surinam, die Neal gehörte, ist 1727 ein Sklave namens *„Primo, de timmerneger“* nachweisbar (vgl. Gülcher (wie Anm. 13), S. 47).
3 Landeskirchliches Archiv Berlin, Kirchenbuch Prenzlau (Mikrofilm), Taufen 1756, fol. 270.
4 Becker, S. 31.
5 HStAD, D 8 Nr. 230/3. Hier: Verordnung Ludwigs vom 13. August 1759 *„wegen des den Personen welche am Nach- und Gesinds Tisch gespeist, zu bezahlenden Kostgelds“*.
6 HStAD, D 8 Nr. 261/1.

die Zeit seit 1756, da er während seiner Zeit *„in den preußischen Landen“* nebst Kleidern und Strümpfen immer das gesamte „Weißzeug“ (Leinenzeug incl. Unterwäsche) erhalten habe. Erbprinz Ludwig verfügte, dass die 12 Hemden ausgehändigt werden sollten und bestimmte wegen seines Gehaltes, dass er künftig *„wie ein Lacquei soll … gehalten werden“*.[1] In den ersten Jahren im Brandenburgischen scheint Prenzlau nämlich keine Besoldung erhalten zu haben; jedenfalls lässt sich dieses in entsprechenden Auflistungen nicht nachweisen.[2]

Aus jenem Vorgang zur Bekleidung und Besoldung wurde aktenkundig, dass Prenzlau den Regierungspräsidenten Günderode 1759 auf dessen Fahrt von Buchsweiler nach Hannover begleitete. Aus welchem Grund diese Reise, die weiter nach Hamburg führte, unternommen wurde, ist unklar. Im Jahre 1761 forderte er über 40 Gulden an Kostgeld nach, das ihm während der Reise ausgesetzt gewesen sei.[3] Im selben Jahr machte er auch über 73 Gulden geltend, die er aus den vergangenen 3½ Jahren an Wasch- und Lichter-Geldern glaubte noch fordern zu können.[4] Auch seinen eigentlichen Lakaien-Lohn musste er einfordern; die Rentkammer war mit der Auszahlung im Rückstand, so dass Prenzlau 1761 zumindest um Anweisung von 50 Gulden bat, wenn ihm auch bis Weihnachten eigentlich 90 Gulden zustanden.[5]

So abgesichert fürstliche Bediente in mancherlei Hinsicht auch waren, so traf sie die finanzielle Mangelwirtschaft, welche die Buchsweiler Rentkammer zu verwalten hatte, häufig hart und unvermittelt, denn dass der Lohn nicht termingerecht ausgezahlt wurde, war keine Seltenheit.

1763 heiratete Prenzlau in Pirmasens Maria Susanna Aubimon, eine Tochter des aus Amerika stammenden „Mohren“ Pierre Antoine Aubimon (um 1717 – wohl 1770), der als Bataillonspfeiffer ebenfalls in Ludwigs Diensten stand.[6] Gerne wüsste man mehr über die wohl nicht ohne Zustimmung des Erbprinzen Ludwig erfolgte Heirat dieses Paares. War es eher eine vom Erbprinzen arrangierte und gewünschte Verbindung? War es eine völlig freie Liebesheirat, bei der sogar die Religion – der Bräutigam evangelisch, die Braut katholisch – keine Rolle spielte? Eines nur offenbart der Heiratseintrag im Trauregister: Während Ludwig Prenzlau den Heiratseintrag selbst unterzeichnete, konnte seine Frau offensichtlich nicht lesen und schreiben, denn sie unterzeichnete mit einem Kreuz.[7]

Zwischen 1766 und 1778 wurden vier Kinder des Paares in Pirmasens geboren und getauft, darunter der Sohn Ludwig Carl, zu dessen Paten wie bei ihm selbst das Landgrafenpaar gehörte. Die Paten der anderen Kinder stammten aus dem Kreis der Hofbediensteten und aus dem bürgerlichen Umfeld der Stadt, in welches Prenzlau offenbar ohne größere Schwierigkeiten integriert war. Für die Stadt Kassel beispielsweise ist belegt, dass erhebliche Teile der dortigen Bevölkerung die Schwarzen in ihrer Mitte *„als gleichberechtigte Mitmenschen“* akzeptierten. Sie heirateten auch einheimische Frauen, darunter solche aus durchaus bürgerlichen Familien.[8] Es gibt keine Indizien dafür, dass die Pirmasenser Einwohnerschaft weniger tolerant gewesen sein sollte als die Kasseler.

Im März 1763 erbat die Postmeisterin von Buchsweiler beim Landgrafen eine Erstattung ihrer Auslagen, die sie einige Jahre zuvor, es war im Jahre 1759, nach der Geburt des Prinzen Friedrich Ludwig in Buchsweiler hatte. Auf Anordnung Prenzlaus habe sie zwei Postpferde zur Verfügung gestellt, um die Geburt nach Pirmasens melden zu lassen. Hierzu entschied der Erbprinz: *„Der Mohr hats ohne Befehl gethan, also muß er es zahlen …“*[9]

In den Jahren 1765 und 1766 sind Eingaben von Prenzlau überliefert, die er gemeinsam mit seinen Kollegen, dem Heiduck Michael Kiefer und dem Bedienten Loosmann, formulierte. In ihnen geht es um Kleidungsstücke, um die Auszahlung von rückständigem Lohn, um Kostgeld und Fahrlohn – wohl manchmal mit mehr, manchmal mit weniger Erfolg.[10]

Im August 1768 bat Prenzlau um das Quartiergeld von rund 4 Gulden jährlich, da er sich *„unter schweren Kosten“* ein eigenes Quartier besorgt habe und dadurch *„an Geldes Mitteln sehr entblößet“* sei. Er verzichtete dadurch also auf eine Unterkunft, die ihm sonst der Hof zugewiesen hatte und erhielt stattdessen – so die Verfügung des Landgrafen – eine jährliche Zulage zu seinem Gehalt von 5 Gulden.[11]

Bei diesem Quartier dürfte es sich um die Hälfte des Hauses seines Schwiegervaters gehandelt haben, für das er ihm 1768 noch vier französische Louis d’or schuldig war. Er bat die Amtsschaffnerei um Zahlung dieser Summe auf Abschlag, damit er seinen Schwiegervater *„der von den Schulden gedrückt“* sei, bezahlen könne, was ihm auch bewilligt wurde.[12] 1770 ist offensichtlich

1 HStAD, D 8 Nr. 261/1. Am preußischen Hof waren „Kammermohren“ als Lakaien ebenfalls angestellt. Vgl. Becker (wie Anm. 16), S. 20f.

2 HStAD, D 4 Nr. 537/3.

3 HStAD, D 21 B Nr. 5/2, fol. 52r, Nr. 327. Hier ist nur von einer Reise nach Hamburg die Rede. Ebenso fol. 93r, Nr. 632.

4 HStAD, D 21 B Nr. 5/2, fol. 93r, Nr. 633 sowie fol. 105r, Nr. 703.

5 HStAD, D 21 B Nr. 5/2, fol. 141r, Nr. 926.

6 Die Familie Aubimon (auch in den Schreibweisen Aupimon, Opimon, Opimont u. ä.) dürfte allein durch die 14 Kinder des Pierre Antoine Aubimon eine weit verzweigte gewesen sein. Vgl. Sippenbuch der Stadt Pirmasens von 1640–1798, bearbeitet von Walter Wittmer, Zweibrücken (1989), S. 21 f. Vgl. auch die Diskussion zu Namensträgern Opimont in Saarbrücken und Pirmasens auf dem Geneal-Forum <https://www.geneal-forum.com/phpbb/phpBB3/viewtopic.php?t=22009#top> [26. April 2024].

7 Landesarchiv Speyer, Best. F 6 Nr. 375, Trauregister Pirmasens, Eintrag vom 24. Januar 1763.

8 Wolfram Schäfer: Von *„Kammermohren“*, *„Mohren“*-Tambouren und *„Ost-Indianern“*. Anmerkungen zu Existenzbedingungen und Lebensformen einer Minderheit im 18. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung der Residenzstadt Kassel. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung 23 (1988), S. 35–79, hier S. 54 f.

9 HStAD, D 8 Nr. 261/1.

10 HStAD, D 21 B Nr. 5/6, fol. 45r, Nr. 153 (1765); D 21 B Nr. 5/7, fol. 25r, Nr. 42, fol. 107v, Nr. 501, fol. 151r, Nr. 741 (1766).

11 HStAD, D 21 B Nr. 5/9, fol. 137v, Nr. 739 (1768).

12 HStAD, D 21 B Nr. 5/9, fol. 83v, Nr. 477 (1768).

das Todesjahr seines Schwiegervaters Pierre Aubimon, auch „Pfeiffer Anthon“ genannt. Seine Witwe und ihre sechs unmündigen Kinder erhielten danach eine Unterstützung in Form einer Kornlieferung.[1]

Dass Prenzlau ebenfalls immer wieder in eher prekären finanziellen Verhältnissen lebte, legt eine weitere Supplik an den Landgrafen aus dem Jahre 1770 nahe, in der er ihn bat, ihm vier Louis d’or auf seinen rückständigen Lohn auszuzahlen, da das Haus seiner Schwiegermutter, *„worinnen ich bisher gewohnet habe, unumgänglich eine Reparatur nöthig hat, das hierzu erforderliche Geld aber sowohl bei mir als bei ihr dermahlen mangelt“*. Auch dieser Bitte gegenüber zeigte sich der inzwischen regierende Landgraf Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt aufgeschlossen und bewilligte die gewünschte Abschlagszahlung. Die Eingabe stand eindeutig im Zusammenhang mit dem kurz zuvor erfolgten Tod seines Schwiegervaters, den er sonst sicherlich als Eigentümer des Hauses benannt hätte.

Prenzlau hat keinen Reichtum anhäufen können, aber er scheint zumindest in späteren Jahren ein Auskommen gehabt zu haben, das dazu ausreichte, eine Magd in seinem Haushalt zu beschäftigen. In einem Verzeichnis der zur Bürgerschaft von Pirmasens gehörenden Personen vom 11. Juni 1772 wird er als verheirateter Lakai mit einem Sohn, zwei Töchtern und einer Magd aufgeführt.[2]

Die im Staatsarchiv Darmstadt erhaltenen Unterlagen lassen Prenzlau im Laufe seines Lebens als einen Mann erkennen, der, wo sich eine Gelegenheit auftat zu fordern, dieses auch tat und der sich nicht scheute, Vorgesetzten seine Wünsche und Forderungen immer wieder anzumelden. Er vertrat hierbei nicht nur eigene Interessen, sondern auch die der Familie seiner Frau. Deutlich wird dies bei Margarethe Opimon (Aubimon), seiner Schwägerin, die als Kammermagd ebenfalls am Hof diente.[3] Sie schilderte ihm ihre Not, für ihre Kleidung nicht aufkommen zu können, worauf der Landgraf anwies, ihr einen jährlichen Lohn von 16 Gulden auszuzahlen, wie ihn Waschmägde zu beziehen hatten. Für die erste Jahreszahlung quittierte sie aber nicht selbst, sondern Prenzlau. Er war es auch, der für sie im März 1777 das ihr zustehende Lichtergeld einforderte, ebenso wie Weißzeuggeld respektive die Lieferung von Leinwandtuch, denn bislang habe er seine Schwägerin aus seinen eigenen Tuchvorräten mit Kleidung ausgestattet, was ihm nun aber zu schwerfalle. Die Summe von Lichter- und Weißzeuggeld zusammen in Höhe von rund 15 Gulden wurde ebenfalls Prenzlau ausgehändigt.

Mit solchen und ähnlichen Forderungen trat Prenzlau nicht nur an den Landgrafen und die Rentkammer heran, er hat wohl auch versucht, die zahlreichen Mätressen, mit denen der Landgraf nach 1774, dem Todesjahr seiner Frau Karoline, Umgang pflegte, für seine Zwecke einzuspannen. Zu nennen ist hier insbesondere die Mätresse Jeanne Catherine Testard (* 1757) und später die zur linken Hand angetraute zweite Frau Ludwigs IX., Marie Adelaide Cheirouze (1752–1785).[4]

Dadurch hatte er sich den Zorn des Landgrafen zugezogen, der es sich im Januar 1777 ausdrücklich verbat, dass irgendjemand von der Hofdienerschaft die Cheirouze anbetteln oder unter Umgehung des Landgrafen mit Bitten und Fürsprachen belästigen solle. Auch durfte keiner mit ihr über die Testard reden. Ludwig, der Versuche seiner Dienerschaft auf Einflussnahme schon bei der verstorbenen Landgräfin Karoline beobachtet hatte, hasste geradezu die Umgehung seiner Person, denn er wollte, wie er es ausdrückte, alleine Herr sein und bleiben. Ins Visier geriet dabei ausgerechnet Prenzlau. Ludwig schrieb: „*Wir kennen solche Bettler und Schwätzer verschiedene unter unsern Hoff Bedienten, wovon der Prenzlow einer an der Zahl, der bei der Testard sich das silberne Halsband und die Ohr-Ringe erbettelt, und der seine gantze Familie anbetteln will, welche doch, dem T.…* [Auslassung so im Original] *nichts taugt*“.[5]

Ludwig hatte also von dem Verhalten seines „Leib-Mohren“ und dessen Familie keine hohe Meinung und bezeichnete ihn als schlimmen Bettler und Schwätzer, der nur auf seinen eigenen Vorteil aus sei. Dass ihm als Lakaien in Pirmasens keine Entwicklungsmöglichkeiten und kein Fortkommen beschieden war, steht auf einem anderen Blatt. Was Prenzlau wiederum über seinen Herren gedacht hat, hat sich nicht überliefert. Durch seine Anwesenheit am Pirmasenser Hof erhielt er (ebenso wie seine Schwägerin) zumindest intime Einblicke in das Alltagsleben. Im Jahr 1778 wurde dies insofern aktenkundig, als auf Befehl des Landgrafen untersucht wurde, welcher Verfehlungen sich die Cheirouze und ihr Liebhaber, der Hauptmann und Rat Cappes, schuldig gemacht hätten. Zu dem Verhältnis der beiden wurden auch Prenzlau und seine Schwägerin, jetzt als „GarderobeMädel“ bezeichnet, befragt. Insbesondere Margaretha Opimon konnte hier Details berichten, die eine Liebesbeziehung der beiden nahelegte.[6]

1 HStAD, D 21 B Nr. 5/11, fol. 171v, Nr. 411 (1770).

2 Julius B. Lehnung: Geliebtes Pirmasens. Heimatgeschichtliche Erinnerungen Band 1 1740–1790, Pirmasens 1978, S. 157. Diese Angaben stehen in einem gewissen Widerspruch zu den Tatsachen, die aus dem Pirmasenser Kirchenbuch abgeleitet werden können. 1772 hatte Prenzlau nur eine Tochter. Vgl. auch S. 175, wo er 1778 als *„Lackei Brintzlau“* erwähnt wird

3 HStAD, D 4 Nr. 541. In ihrer Supplik an den Landgrafen vom 10. Februar 1776 spricht sie davon, seit dem 15. November 1775 in Diensten zu stehen. Bei ihr dürfte es sich um die im Sippenbuch der Stadt Pirmasens (wie Anm. 37) auf S. 21 genannte Maria Margaretha Aubimon (* 20. März 1759) handeln.

4 Diese in Reims geborene Frau erschien bereits am 16. Juli 1774, gut drei Monate nach dem Tod der Großen Landgräfin, 15jährig, in Pirmasens und wurde von Ludwig am 4. Februar 1775 als Gräfin Lemberg in den Adelsstand erhoben, aber schon am 3. August wieder verstoßen. Die übernächste ihr nachfolgende Mätresse war Marie Adelaide Cheirouze (1752–1785), die am 19. Oktober 1775 von Paris in Ems ankam. Am 23. Oktober erhob er sie ebenfalls zur Gräfin Lemberg und ließ sich an diesem Tag mit ihr morganatisch trauen (Vgl. HStAD, D 4 Nr. 540/1).

5 HStAD, D 4 Nr. 539/9.

6 HStAD, D 4 Nr. 540/4. Befragung vom 26. Januar 1778. Auch hier ist bezeugt, dass Margarethe Opimon ein Handzeichen machte, also nicht lesen und schreiben konnte. Zur Affäre vgl. auch Helga Meise: *„obwohl sie eigentlich nur ihm allein gehörte …“*: Ehebruch, Majestätsverbrechen und weibliche Ehre im ausgehenden 18. Jahrhundert. In: Ulrike Weckel u. a. (Hrsg.): Ordnung, Politik und Geselligkeit der Geschlechter im 18. Jahrhundert, Göttingen 1998, S. 89–117. Hier u. a. S. 96.

Schließlich wurde die Cheirouze des Hofes verwiesen, auf der Marxburg inhaftiert, konnte aber fliehen und begab sich nach Paris.

Auch die Skurrilitäten seines Herrn hat Prenzlau mit Sicherheit gekannt, denn er war mit ihnen täglich konfrontiert. Hierzu gehörten nicht nur seine Pedanterie und Dokumentationsmanie, seine Soldaten- und Uniformliebhaberei und seine täglichen Marschkompositionen, sondern ebenso seine Geistergläubigkeit und seine Ehrfurcht vor übernatürlichen Phänomenen. 1779 notierte der Landgraf in seinem Schreibkalender: *„Heute über dem Mittag Eßen habe Ich gespüret, daß der Boden in meinem Cabinet zu zittern und sich zu bewegen angefangen, so daß die Bedienten der Conrad und Prenzlow mit doppelter Krafft in die Höhe getrieben worden.“*[1]

In späteren Jahren haben sich zwei weitere Forderungen Prenzlaus erhalten: Zum einen wurden ihm Kostgelder aus seiner Zeit in Prenzlau, die ihm die Rentkammer nur gekürzt ausbezahlt hatte, 1782 vollständig erstattet,[2] zum anderen scheiterte er beim Landgrafen damit, eine Vergütung für eine angeblich in den Jahren 1757/58 nicht gelieferte Livree einzufordern. Er stieß damit auf die deutliche Ablehnung des Fürsten, der auf der Supplik vermerkte: *„Die Forderung ist unverschämt, er wird damit abgelehnt“*.[3]

Was nach Prenzlaus Tod im Januar 1785[4] mit seiner Frau und seinen Kindern geschah, konnte bislang nicht geklärt werden. Es finden sich keine weiteren Spuren von ihnen in den Pirmasenser Kirchenbüchern, auch sind sie später, nach dem Tod des Landgrafen 1790, nicht nach Darmstadt gezogen, um dort eventuell ebenfalls Hofdienste zu versehen.

Nach Auskunft der Kirchenbücher hatten Ludwig und Maria Susanna Prenzlau vier Kinder:

1. Catharina Elisabetha,[5] ∗ 09.04.1766 Pirmasens, ≈ 11.04.1766 Pirmasens, † …
   Paten: Herr Christian Metzger, Hofbäcker von 3 König Wirth (?); Herr Conrad Harteneck, der fürstl. Lakai; Frau Anna Catharina Hüber, Frau des Kammerdieners J. Ernst Hüber; Frau Dorothea Wolfin, Frau des fürstl. Lakaien Wolf;
2. Ludwig Carl,[6] ∗ 23.06.1773 Pirmasens, ≈ 26.06. 1773 Pirmasens, † …
   Paten: Landgraf Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt; Landgräfin Henriette Karoline von Hessen-Darmstadt;[7]
3. Louisa Carolina Johanna,[8] ∗ 08.11.1778 Pirmasens, ≈ 10.11.1778 Pirmasens, † …
   Paten: Herr Hofkammerrat […] dessen Frau Eheliebste; Johann Philipp […] Küchenmeister; Louisa Alexandrine Marie Kluse, des […] hinterlassene Wittib, an deren abwesenden Stelle u. […] gestanden;
4. Carl Heinrich Ludwig, ∗ 1782, † 07.08.1784 Vinningen.[9]

Zu diesen vier Kindern soll noch ein am 22.11.1776 geborener Sohn Johann Ludwig Georg Prenzlau gekommen sein, dessen Geburt aber nicht in den Pirmasenser Kirchenbüchern verzeichnet ist.[10] Beim Tod ihres Vaters waren die jüngeren Kinder zwischen sechs und elf Jahre, ihre Mutter 40 Jahre alt. Es sieht so aus, als habe die Familie Pirmasens verlassen, vielleicht in Richtung Zweibrücken, Neunkirchen oder Saarbrücken. Es besteht zumindest die Möglichkeit, dass die Mutter zu einer ihrer Schwestern gezogen ist, vielleicht zu Maria Barbara Opimon,[11] die im Jahr 1773 in Neunkirchen den *„herrschaftlichen Mohr“* Ludwig Copenhagen geheiratet hatte, der ebenso wie Prenzlau nach dem Ort seiner Taufe benannt und in Saarbrücken konfirmiert worden war.[12] Womöglich lassen sich durch weitere Quellenfunde auch deren Lebensgeschichten nachzeichnen.

Die Ausstellung „Karoline. Naturgefühl und Wissenschaft“ ist im Jagdschloss Kranichstein noch bis zum 31. Januar 2025 zu sehen. Das Begleitprogramm umfasst Vorträge, verschiedene Führungen und Workshops. Öffnungszeiten: FR 13:00–17:00 Uhr, SA, SO, Feiertage: 10:00–17:00 Uhr. Weitere Informationen sind unter <www.jagdschloss-kranichstein.de> zu finden.

1 HStAD, D 4 Nr. 512/1, Eintrag vom 26. Mai 1779. Zitiert auch bei Helga Meise: Das archivierte Ich, Schreibkalender und höfische Repräsentation in Hessen-Darmstadt 1624–1790, Darmstadt 2002, S. 509.

2 HStAD, D 4 Nr. 536/2, 2. April 1782.

3 HStAD, D 8 Nr. 261/1, 17. August 1782. Prenzlau bat, *„auch die Montirungs-Stücke eines Laquaiyen für die Jahre 1757 und 58 in Geld bezahlen zu laßen.“*

4 Sterbeeintrag im Kirchenbuch Pirmasens 1785: *„Den 10ten Januarii starb an einem Fluß Herr Ludwig Carl Prenzlau, Hochfürstlicher Cammer Laquai, ward den 12ten dito mit einer Leichenbegleitung begraben. alt ohngefähr 46 Jahr.“* Landesarchiv Speyer Best. F 6 Nr. 381.

5 Landesarchiv Speyer, F 6 Nr. 366.

6 Landesarchiv Speyer, F 6 Nr. 367.

7 Den Eintrag unterzeichnete neben dem Vater Prenzlau auch Louise Neidhardt – wohl in Vertretung der beiden fürstlichen Paten.

8 Landesarchiv Speyer, F 6 Nr. 368.

9 KB Vinningen in: FamilySearch <https://www.familysearch.org/ark:/61903/1:1:QPKJ-GB59>.

10 So die Auskunft des Landesarchivs Speyer vom 7. Dezember 2012. Er ist aber im Sippenbuch der Stadt Pirmasens, S. 637 (wie Seite 26 Fußnote 5) erwähnt. Vgl. auch Landesarchiv Speyer, A 197/81,2).

11 Wohl identisch mit der im Sippenbuch der Stadt Pirmasens, S. 21 genannten Anna Barbara Aubimon, ∗ 24. März 1757 (wie Seite 26, Fußnote 6).

12 Freundliche Mitteilung von Dr. Monika Firla an den Autor vom 24. November 2013, Bezug nehmend auf einen Eintrag im Archiv für Sippenforschung 12 (1935), S. 290 f.

Die Zülch auf den Adelsgütern von Sontra

Christian Kłobuczyński, Kassel

Der Name Zülch

Bei jeder Familienforschung stellt sich irgendwann die Frage nach den Ursprüngen, den ältesten noch ermittelbaren Ahnen. So war es auch bei den Autoren des Familienbuchs Zülch[1], die ihre Vorfahren bis auf „Henne Zeulch“ zurückführen konnten, der 1496 in Sontra heiratete. Auf den Seiten 13 bis 19 fragen sie nach der Bedeutung des Namens „Zülch“ und ob dieser im Zusammenhang mit dem Namen „Cyriakus“[2] steht. Die bisher älteste nachweisbare Form des Namens ist „Zeulch“ („Henne Zeulch“ in einem von Boyneburgschen Zinsregister vom 26.01.1496). Aber im Erbregister Sontra von 1538, und im Stadtbuch von 1544, werden auch die Formen „Zülich“, „Zöllich“, „Zölch“ und „Zülch“ genannt. Als Kurzform von Cyriakus sind vor 1458 dagegen die Formen „Celiax“, „Ciliax“, „Cilgar“ und „Zil“ nachgewiesen. Einen Beweis für die Umbildung dieser Formen in „Zilch“ und „Zülch“ konnte nicht erbracht werden. Lediglich der Name der Ortschaft „Cyriacs-Weimar“ wandelte sich mundartlich in die Formen „Zilgsweimar“ und „Zilchweimar“.

Die Zülch in Sontra haben eine Ableitung von „Cyriakus“ wohl selbst abgelehnt und tendierten dazu sich von „Zeulcher“ herzuleiten, einem Mann der „rodet“ und „zackert“. Es wäre also möglich, im Umkreis von Sontra Namensträger zu finden, die Ackerbauern waren und Land bewirtschafteten.

Eine befriedigende Antwort auf die Frage nach der Herkunft des Namens Zülch ist den Autoren nicht gelungen. Sie gaben für weitere Recherchen aber die Kinder des „Johannes Zülch“ an: Jacob, Peter und Georg Zülch. Gleichzeitig trat im Dorf Dens ein Bauer mit Namen Klaus Zülch auf (vor 1576) und in Rockensüss ein *„Sohn des Zilchen“* (1576).

Die im Familienbuch berücksichtigten Quellen haben sie ebenfalls benannt. So die Kirchenbücher Sontra (ab 1606), das Stadtbuch Sontra (1544), sowie die Ratsprotokolle, Stadtrechnungen (1564), das Hänselbuch (ab 1576) und das Erbregister (ab 1458), welche damals im Staatsarchiv Marburg eingesehen wurden.

Für die weitere Forschung empfahlen die Autoren die Einsicht der Ortsrepositur[3] Sontra (Aktenpakete mit einzelnen Akten), die Urkunden und Zinsregister der Klöster St. Cyriakus in Eschwege und auf dem Cornberg, sowie die Akten der Familien von Baumbach und von Boyneburg. Wie sich 2008 herausstellte, liegen diese Bestände heute ebenfalls im Staatsarchiv in Marburg, wo sie noch im selben Jahr eingesehen wurden. Ein besonderes Augenmerk lag auf der Schreibweise des Namens.

Die in den Akten gefundenen Hinweise auf die Familie Zülch schienen auf den ersten Blick nicht reichhaltig zu sein. Es fanden sich aber Familienmitglieder, die nicht im Familienbuch erfasst waren oder über deren Lebensumstände bisher nichts bekannt war. Ebenfalls konnten auch Zülch mit Landbesitz im Umland und einer mögliche Verbindung nach Eschwege recherchiert werden.

Güter in Sontra



Abb. 1: Güter der Zülch in Sontra (Satellitenbild von Google, eigene Bearbeitung)

Aufgrund der Funde war es sinnvoll einen genauen Blick auf die älteste Geschichte Sontras zu legen. Wie bereits im Familienbuch auf Seite 26/27 angedeutet, lagen verschiedene Güter um den Kirchhof herum. Der Kirchturm war ursprünglich ein Wehrturm der Teil einer Ganerbenburg[4] war, die von verschiedene Ritterfamilien bewohnt wurde. Diese in Sontra und dem Umland Land besitzenden und Zinsen nehmenden Adelsfamilien sind für die weitere Beurteilung des Grundbesitzes der Zülchs von Bedeutung. So befand sich südlich des Kirchhofs (A), im Bereich der heutigen Gerhart-Hauptmann-Schule, das Rittergut der Familie von Boyneburg-Hohenstein (B), welches 1777 der Familie von Baumbach gehörte und „Großes Vorwerk“ genannt wurde. Östlich anschließend (C) stand das Fürstlich-Hessisch-Rheinfelsische Schloss mit einem Amthaus, dem ehemaligen Renthof. Nördlich davon, heute das Grundstück hinter dem Haus Kirchplatz 3 (D), befand sich das Burggut der Familie von Baumbach-Tannenberg. Dort müssen auch zwei Häuser des Rittersitzes der Familie von Biedenfeld gestanden haben, die ebenfalls das große Gut Welda besaß. An der Sontra, Ecke Bahnhofstraße/Lurloch, stand der „Weiße Hof“ (E) ein Burgsitz der Familie von Dieden zu Fürstenstein. Nördlich des Pfarrgartens in der Neustadt befand sich

1 Sippenverband Zülch (Hrsg.): Zülch aus Sontra in Hessen, der uralten Berg- und Hänselstadt, 1470–1936, o. O. 1936

2 Cyriacus (griechisch Κυριακός Kyriakós, von κύριος „Herr“, auch Cyriak, Cyriakus; † um 303 in Rom durch Enthauptung) war ein Diakon aus der Zeit der Christenverfolgung in Rom, der in der katholischen und der orthodoxen Kirche als Märtyrer gilt und als Heiliger verehrt wird.

3 Ein Repositorium (lateinisch repositorium Lager) ist ein verwalteter Ort zur Aufbewahrung geordneter Dokumente, die öffentlich oder einem beschränkten Nutzerkreis zugänglich sind. Veraltet bezeichnet Repositorium auch einen Schrank zur Aufbewahrung der Amtsbücher und Ordner.

4 Eine Ganerbschaft war nach altdeutschem Erbrecht das gemeinsame Familienvermögen, vorwiegend Grundbesitz u. a. eine Burg, über das die Ganerben nur gemeinsam verfügen konnten. Nach heutigen Rechtsbegriffen entspricht dies einer Gesamthandsgemeinschaft (beziehungsweise Gemeinschaft zur gesamten Hand).

der Hof der Familie von Berneck (F). Dieser wurde verlegt und ist in der Hessischen Ortsbeschreibung – Sontra 1777, mit dem Gut der Familie von Baumbach gleichgesetzt (G), welches vorher die Herren von Ratzenberg als Lehen und davor die von Boyneburg als Vögte von Sontra besaßen.

Güter

- A – Kirche Sontra (Kirchturm alter Wehrturm)
- B – „Großes Vorwerk“ der von Boyneburg-Hohenstein, 1777 der von Baumbach-Tannenberg
- C – Rheinfelsisches Schloss und Amthaus (ehemaliger Renthof)
- D – „Burggut“ oder „Kleines Gut“ der von Baumbach-Tannenberg (später deren Ast „Heinrich“ in Nentershausen), dahinter der Rittersitz der von Biedenfeld
- E – Der „Weiße Hof“ der von Dieden zu Fürstenstein
- F – Der Hof der v. Berneck (von Bernigken) „1558 abgebrandt“
- G – Gut der von Boyneburgischen Vögte zu Sontra, später an den Landgrafen, die von Ratzenberg, von Buttlar und 1777 der von Baumbach-Tannenberg.

Familien

- von Boyneburg-Laudenbach am Stirnischen Gut („schwarze Fahne“ des „Stammes A“)
- von Boyneburg-Stettfeld zu Wichmannshausen („weiße Fahne“ des „Stammes A“ mit dem Stammsitz „Boyneburgk“)
- von Boyneburg-Hohenstein zu Reichensachsen
- von Boyneburg-Boemelburg zu Elbersdorf („Stamm B“)
- von Boyneburg zu Elbersdorf
- von Baumbach-Tannenberg, Obervorsteher Rheinhard Wilhelm (besaß 1777 die Güter B, D und G)
- von Biedenfeld
- von Cornberg zu Richelsdorf
- von Eschwege zu Reichensachsen
- von Dieden zu Fürstenstein (besaßen Gut E)
- von Hundelshausen zu Hartmuthsachsen



Abb. 2: Blick von der Kirche in Richtung ehemaliges Amtshaus. Links Kirchplatz 3 dem Standort des Burgguts von Baumbach-Tannenberg und dem dahinter liegenden Gut der von Bieden. Rechts die Gerhart-Hauptmann-Schule auf dem Platz des „Großen Vorwerks“ der von Boyneburg-Hohenstein (eigene Aufnahme).

Bei dieser großen Anzahl an Gütern und Familien, besonders wegen der verschiedenen Zweige und Äste der Familie von Boyneburg, ist eine Zuordnung von Zinsregistern nicht einfach. Erschwerend kommt hinzu, dass Güter innerhalb des Adels wechselten. 1777 besaß der Obervorsteher Rheinhard Wilhelm von Baumbach zum Beispiel die drei wichtigsten Güter Sontras mit dem dazugehörenden Land. In dessen Akten finden sich deshalb auch ehemaligen Zinsregister der von Boyneburg.

Nachfolgend nun die in den Akten gefundenen Namensträger Zülch. Die Darstellung erfolgt chronologisch nach dem ersten ermittelten Vorkommen im Umland von Sontra und Melsungen:

1576 Nentershausen-Dens

Nach dem Familienbuch Zülch, Seite 15, sollen die Erben des vor 1576 verstorbenen Klaus Zülch, Land in Dens besessen haben. Im Anhang des Familienbuchs wird ein Klaus Zülch erwähnt, der dort als Bauer 1598 verstorben sein soll. Dessen Schwester soll vor 1576 einen Klaus Bornscheuer in Dens geheiratet haben. Die Ortschaft gehörte bereits damals zu Nentershausen. Eine Überprüfung des ältesten Kirchenbuchs von Nentershausen (1638–1698) brachte aber keine Hinweise auf eine Familie Zülch in Dens, in Weißenhasel oder Nentershausen.

1576 Cornberg-Rockensüß

Nach dem Familienbuch Zülch, Seite 15, soll ein „Sohn des Zilchen“ in Rockensüß aufgetreten sein. Im Kirchenbuch von Rockensüß (1623–1653) fand sich jedoch kein Hinweis auf eine Familie Zülch.

1598 Sontra-Hornel (Erbzinsen des Klosters Cornberg)

Der heutige Sontraer Stadtteil Hornel grenzt südwestlich an die alte Stadt Sontra und gehörte nach dem Historischen Ortslexikon für Kurhessen von Dr. Heinrich Reimer (Marburg/Lahn 1926, S. 250) zwischen 1585 und 1840 zur Ortschaft Berneburg, die heute ebenfalls ein Stadtteil von Sontra ist. 1585 gehörten zu ihr 16 Haushalte. Im angegebenen Zeitraum schrieb der Stadtteil sich „Hanell“.

Im Marburger Staatsarchiv, Bestand 104 „Hersfeld“, fanden sich unter der Signatur 358 zwei Zinsregister des ehemaligen Klosters Cornberg aus dem Jahre 1598, welche der Rentschreiber von Sontra anfertigte. Unter der Ortschaft „Hanell“ auf der Seite 9 findet sich ein Clawes Zeulch, der „1 tynnes1 halb korn und halb haffer“ zu leisten hat.

Im Kirchenbuch Berneburg (1656–1772) befinden sich Abschnitte zu den Ortschaften Hornel (1672–1742), Cornberg (1671–1741) und Hübenthal (1672–1741). Ohne direkte Angabe der Ortschaft ist verzeichnet, dass die 14-jährige Catharina Zülch 1671 konfirmiert und am 18.02.1672 ein Hans Georg Zülch, Sohn von Georg Zülch, als Taufpate auftrat. Für den Zeitraum 1672–1710 fand sich kein Eintrag Zülch mehr im Kirchenbuch Berneburg.

Diese hier genannten Personen können den im Familienbuch Zülch genannten Familienmitgliedern nicht ein-

1 „Tynnes“ scheint vermutlich ein Hohlmaß zu sein. In der Schweiz gab es die „Tinne“, womit ein „Eimer“ gemeint sein könnte. Ein „Eimer“ maß in Hessen 7,9377 Liter.

deutig zugeordnet werden. Ein Klaus Zülch und eine Catharina, geboren um 1657, konnten nicht ermittelt werden.

Dagegen wurde der Lohgerber Georg Zülch (Familienbuch Nr. 40; 1606–1673) gefunden, der einen Sohn Hans Georg (Familienbuch Nr. 100; geboren am 29.10.1643 und verstorben 16.11.1694 in Sontra) gehabt haben soll. Dieser soll ein Zwilling von Johannes Zülch (Familienbuch Nr. 101; 1643–1655) gewesen sein. Das Taufregister Sontra nennt aber nur Johannes als an diesem Tag getauft. Otilia, das letzte Kind dieses Georgs wurde 1654/57 geboren. Eine nachgeborene Tochter Catharina ist nicht bekannt. Dass eine Catharina und ein Hans Georg gelebt haben, ist nachgewiesen, ob diese aber tatsächlich Kinder des Lohgerbers Georg Zülch waren, bleibt offen. Es scheint aber eine Beziehung zu den im nachfolgenden Bestand 23c „Sontra" – Erbzinsen derer von Boyneburg-Stettfeld – genannten Personen zu bestehen.

1625 und 1691/94 Sontra (Erbzinsen derer von Boyneburg-Stettfeld)

Im Bestand 23 c „Sontra" fand sich im fünften Paket (Schriftwechsel Amt Sontra – Herren von Boyneburg-Stettfeld zu Wichmannshausen) ein Zinsregister von 1625 mit relativ genauen Positionsangaben der von der Familie Zülch bewirtschafteten Felder:

- Martin Zülch am *„Alten Schacht" 2½ „möhl"* Korn und 2½ *„möhl"* Hafer
- Dieterich Zülch sen. am *„Denser Weg"* ¼ Matz[1] Korn und ¼ Matz Hafer
- Dieterich Zülch sen. für das verkaufte Stück am *„Denser Weg"* 2 *„möhl"* Korn und 2 *„möhl"* Hafer
- Georg Zülch *„... von der helfte dieses Landes"* ¼ Metz Korn und ¼ Metz Hafer
- Andreas Zülch jun. am *"Alten Schacht"* 2½ *"möhl"* Korn
- Paul Zülch *"vom Land zur graben ½ Matz Hafer"*
- Andreas Zülch wegen ...vom .... 3⅓ *„mohl"* Korn und 3¼ *„mohl"* Hafer
- Andreas Zülch an der *„Lieseküppel"* 1 Matz Hafer



Abb. 3: Sontra vom „Alten Schacht" aus. Vor der Kirche links ist die Gerhart-Hauptmann-Schule zu sehen. Die Altstadt Sontra liegt am Hang hinter der Kirche verborgen (eigene Aufnahme)..

Des Weiteren liegt dem Bestand ein Schreiben vom 06.11.1625 bei, in der eine Auflistung enthalten ist. Unter Position 3 wird Diederich Zülch erwähnt.

Es fand sich schließlich noch ein Zinsregister von 1691–1694:

- Paul Zülchs Erben *„vom Bernerguth"* 3 ½ Matz Korn und 3 ½ Matz Hafer (1693/94)
- Dieterich Zülch sen. Erben ¾ Matz Korn und 1 ¼ Matz Hafer (1693/94)
- Valten Pforr jun. wegen Dieterich Zülch Sen. am *„Denser Weg"* 5/12 Matz Korn und 5/12 Matz Hafer (1693/94)

Nach diesen Angaben besaß die Familie Zülch Land am „Alten Schacht", am „Denser Weg" auf der Grenze zu Hornel und an der „Lieseküppel". Aufgrund der Angaben können diesem Landbesitz folgende Personengruppen zugeordnet werden:

- Alter Schacht: Martin Zülch und Andreas Zülch jun. 1625
- Denser Weg: Dieterich Zülch sen. und Georg Zülch 1625; Erben Dieterich Zülch sen. 1693/94
- Land zur Graben: Paul Zülch 1625
- Lieseküppel: Andreas Zülch 1625
- Bernergut: Paul Zülchs Erben 1693/94
- ? Dieterich Zülchs sen. Erben 1693/94

Bei diesen Personengruppen hat es sich höchstwahrscheinlich um enge Verwandte gehandelt. Bei der Überprüfung der Namen im Familienbuch fanden sich vier Personen, die ihrem Alter entsprechend zugeordnet werden könnten. Dies sind der Obermüller Martin Zülch (Familienbuch Nr. 14), Paul Zülch (Familienbuch Nr. 23 – starb 1626 an der Pest- oder Nr. 60 – Lohgerber und Bürgermeister, starb 1694) und Dietrich Zülch (Familienbuch Nr. 97 – Lohgerber, Ehemann von Elisabeth Pforr, Tochter von Valentin Pforr. Dessen Schwester Beate Zülch - Familienbuch Nr. 104 heiratete den Bruder der Elisabeth, Valentin Pforr, ebenfalls Kind des Valentin Pforr). Alle anderen Namen können keiner der im Familienbuch enthaltenen Personen zugeordnet werden. Gleichnamige Personen kamen aufgrund des zu geringen Alters nicht in Betracht. Es ist zu vermuten, dass die gesuchten Familienmitglieder vor 1606 geboren wurden und geheiratet hatten und nach 1625 die Stadt Sontra verließen oder im Umland wohnten.

1753 und 1783 Sontra (Burggut derer von Baumbach-Tannenberg)



Abb. 4: Blick von vom Fluss auf den Galgenberg zwischen Sontra und Hornel (eigene Aufnahme)

Im Bestand 340 von Baumbach-Nentershausen, Signatur 38 befindet sich eine Auflistung von 1753 bezüglich

1 Der Metzen oder Matz ist der Name eines Hohlmaßes für Getreide und Salz verschiedener Größe. In Sontra gab es das Sontraer (Gudensberger) Malter mit 16 Metzen und insgesamt 1,8 Hektoliter.

der Besitzer von Land im Zusammenhang mit den von Baumbach-Tannenbergschen Gütern in Sontra. Auf der Seite 72 an vierter Stelle und unter der Signatur 79 wird ein Philip Zülch erwähnt. Dieser kaufte 11/16 Acker 6 Ruten Sommerfeld an der Flurgrenze zu Hübenthal im Gereich Grubenkaute/Rechtenbachs Graben. Es kam in diesem Zusammenhang zur Abgabe von ¼ Acker Land am Schleifgraben zwischen der Mühle Galgenberg und dem Galgenberg.

In einer Spezifikation des Obervorstehers Reinhard Wilhelm von Baumbach-Tannenberg wird auf Seite 80, Nummer 103 der Landkauf an der Grubenkaute unter Namensnennung „Philip Zülch“ bestätigt.

Am 25.09.1782 wird eine Liste der Baumbachschen Güter erstellt. Auf Seite 88 wird das Land der Erben des Dietrich Zülch erwähnt. Am Mäuseberg über dem Fischerhausberg besaßen diese Erben 1 5/16 Acker Land in Wiesen und Garten. Auf Seite 93 werden die Gebüsche der Erben von Paul Zülch (7 Acker 2 Ruten am Mühlberg) und die Gebüsche von Eberhard und George Zülch sen. (10 7/8 Acker 6 Ruten Wachholderbüsche und 7 Tannen) genannt.

Auch diese Personen können keinem Zülch im Familienbuch zugeordnet werden. Die Anzahl der in Sontra lebenden Familienmitglieder nimmt vor 1800 ab, wobei dies vom Autor mit dem Amerikafeldzug begründet wurde. Das erklärt aber nicht sein Schweigen bezüglich Eberhard und George Zülch Senior.

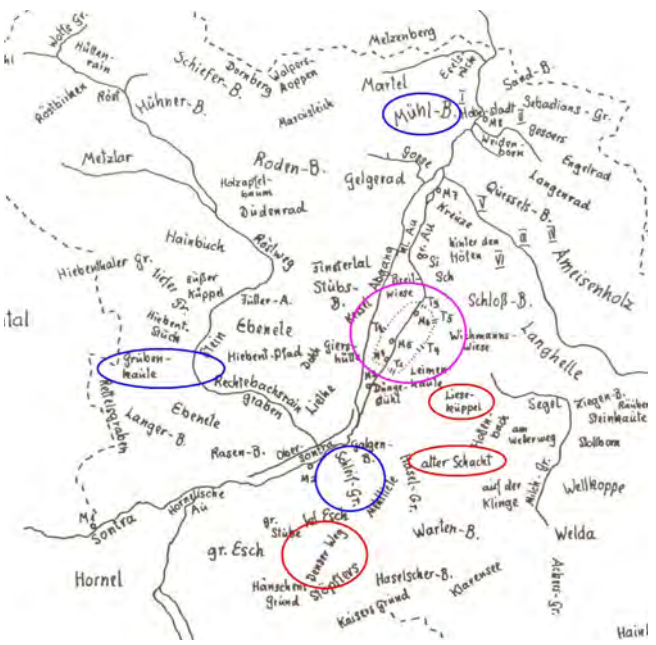


Abb. 5: Übersicht der Gemarkung Sontra und der gefundenen Felder (Quelle: Gromes, Ilse: Sontra 1777 – Hessische Ortsbeschreibungen 11)

1660 Nentershausen-Weißenhasel (Erbzinsen derer von Baumbach)

Die Ortschaft Weißenhasel gehörte nach dem Historischen Ortslexikon für Kurhessen von Dr. Heinrich Reimer (Marburg/Lahn 1926, Seite 205) in dem angegebenen Zeitraum als Dorf zum Gericht Nentershausen, welches die Herren von Baumbach 1492 verpfändet bekamen. Die niedere Gerichtsbarkeit übten diese zwischen 1578 und 1698 aus. 1585 besaß der Ort 70 Haushalte.

Im Bestand 23c „Sontra“ fand sich im dritten Paket (Schriftwechsel Amt Sontra – Herren von Baumbach) eine Akte mit der Laufzeit 1770–1790. Sie wurde vermutlich vom Fürstlich-Hessisch-Rheinfelsischen Amtmann Otto Christian Hattenbach in Sontra angelegt. Stadt und Amt Sontra gehörten seit 1627/1628 zum teilselbständigen Fürstentum Hessen-Rotenburg, welches ¼ der Landgrafschaft Hessen-Kassel umfasste und deshalb „Rotenburger Quart“ genannt wurde. Das Fürstentum wurde von Moritz dem Gelehrten für die Kinder aus seiner zweiten Ehe mit Juliane von Nassau-Dillenburg errichtet. Zur Rotenburger Quart gehörten:

- Stadt und Amt Rotenburg
- Grafschaft Katzenelnbogen und Festung Rheinfels
- Stadt und Amt Eschwege
- Stadt und Amt Wanfried
- Stadt und Amt Sontra
- Stadt Witzenhausen
- Gericht Bilstein bei Witzenhausen
- Gericht Germerode bei Witzenhausen
- Hessisch-Treffurt
- Burg und Amt Ludwigstein
- Herrschaft Plesse nördliche von Göttingen mit Amt Gleichen

Die verschiedenen Linien Hessen-Rotenburg führten unterschiedliche Namen. So gab es auch die Linie Hessen-Rheinfels. Zur Zeit der Anlegung der Akte regierte Landgraf Konstantin von Hessen-Rotenburg-Rheinfels (1749-1778) die Quart und anschließend bis 1812 dessen Sohn Landgraf Karl Emanuel. 1815 fielen Katzenelnbogen und Rheinfels an Preußen. Rotenburg erhielt Corvey in Westfalen und Ratibor in Schlesien. Die hessischen Gebiete fielen 1834 an das Kurfürstentum Hessen zurück.

Der Amtmann Hattenbach erhielt nun im März 1782 ein Schreiben von der Familie von Baumbach bezüglich dreier Lehnhäuser, die diese von der Vogtei des Klosters Cornberg übernommen hatte. Diesem Schreiben ist ein Schreiben vom 19.07.1660 beigelegt, zu welchem verschiedene Belege gehören, unter anderem die Abschrift eines Vertrags zwischen Landgraf Wilhelm und den Herren von Baumbach aus dem Jahr 1578 und eine Liste mit Personen, die in Weissenhasel Land besitzen und jährlich einen Erbzins zu zahlen haben. Darunter auch Valtinus Zülch aus Sontra, der an Geld 5 Albus und 4 Heller, sowie je ¼ Metzen Korn und Hafer und 1 Schock 27 Stück andere Abgaben zu leisten hat. Die Liste selbst ist undatiert.

Im Kirchenbuch Nentershausen ist für den Zeitraum 1638–1658 bekanntlich kein Eintrag Zülch zu finden. Es muss also davon ausgegangen werden, dass es sich tatsächlich um einen Zülch handelte, der in Sontra lebte. Da die Gemarkung Weißenhasel im Norden die Gemarkung Sontra berührt, lag das besagte Land vermutlich in der Nähe von Sontra.

Bei dem Gesuchten kann es sich um den Bürgermeister und Kirchenältesten Valentin Zülch (Familienbuch Nr. 21; 1590–1675) oder um Valtin Zülch (Nr. 43; * 1612) handeln.

Urkunden des Kloster Cornberg

Die im Staatsarchiv erhaltenen Urkunden des Klosters Cornberg wurden im Bestand Urk. 19 „Kloster Cornberg“ (Laufzeit 1230–1580) zusammengefasst. Ein handschriftliches Findbuch erleichterte die Überprüfung des

Inhalts und ergab für den Zeitraum kein Vorkommen einer Familie Zülch. Das muss natürlich nicht bedeuten, dass in den angegebenen Dörfern keine Vorfahren der Zülchs aus Sontra lebten, nur weil der Name in den bis 1400 geschriebenen Urkunden nicht genannt wurde. Zu den genannten Orten gehörten Dens, Eschwege, Hornel, Hübenthal und Sontra.

Urkunden des Kloster St. Cyriakus in Eschwege

Die im Bestand Urk. 22 Cyriakuskloster Eschwege (Laufzeit 1188–1528) erhaltenen Urkunden des Klosters St. Cyriakus enthalten nach dem handschriftlichen Repertorium ebenfalls keinen Hinweis auf den Namen Zülch. In der Literaturangabe zum Bestand fand sich aber der Hinweis auf das Buch „Quellen zur Rechtsgeschichte der Stadt Eschwege“ (Marburg 1969). In diesem Buch sind folgende Quellen bearbeitet und abgedruckt worden:

- Urkunden und Stadtbücher Eschwege (974–1629)
- Salbuch des Klosters St. Cyriakus (1400)
- Rechnungen Kloster St. Augustin
- Zensiten des Klosters St. Cyriakus in Schwebda (1521/25)
- Zinsregister des Hospitals St. Elisabeth (1527)
- Vogteiregister Eschwege (1529)
- Zinsregister der v. Boyneburg-Honstein (1530)

In allen diesen Quellen tauchte nie der Name Zülch auf. Es gibt aber genügend Hinweise auf eine Familie „Zeuch“, „Zewch“, „Zinch“, „Czuche“, „Zuche“ und „Zunch“, die in den Ortschaften Aue, Niederdünzebach und Schwebda im Zeitraum 1388 bis 1531 lebten. Aufgrund der Tatsache, dass auch eine Familie Spilner im Raum Eschwege lebte, könnte eine Verbindung zwischen den Familien „Zeulch“ und „Zeuch“ bestehen.

Fazit: Der Ursprung der Familie Zülch kann aufgrund fehlender Kirchenbücher nicht mehr eindeutig ermittelt werden. Die Ergebnisse der Recherchen zeigen aber auf, dass Namensträger auch Pächter der adligen Gutsbesitzer von Sontra waren. Neben „Henne Zeulch“ und seinen direkten Nachkommen gibt es Hinweise auf weitere Linien. So könnte der Stammvater der Sontraer Linie aus einer Familie von Hintersassen stammen, die schon längere Zeit auf adligem Grund lebten. Die Entwicklung der thüringischen Siedlung zur Stadt begünstigt den Übergang ins Handwerk, den Handel und städtische Ämter. Die heute noch erkennbaren Adelshöfe (Ganerbenburg) und die nördlich davon liegende Altstadt, zeigen diese Entwicklung an. Die Zülchs sind somit ein lebendiges Beispiel für die Entwicklung Sontras.

Ein Klavierbauer aus Kloppenheim erfindet die Guillotine

Achim Tepper, Wiesbaden

Nur Wenigen ist bekannt, dass die nach dem französischen Arzt Joseph-Ignace Guillotin (1738–1814) benannte Hinrichtungsvorrichtung von einem Kloppenheimer erfunden wurde.

Vor einiger Zeit erhielt der Archivar von Wiesbaden-Kloppenheim nahezu zeitgleich zwei unabhängige Anfragen zu einem in Paris verstorbenen Instrumentenbauer Jean Tobie Schmidt. Nach den Unterlagen des Revolutionsmuseums von Vizille (Arrondissement Grenoble), in dem auch eines seiner Klaviere steht, soll er 1755 in Kloppenheim, Nassau geboren sein.

Tatsächlich findet sich im Kloppenheimer evangelischen Kirchenbuch ein Johann Tobias Schmidt[1], der am 30. Januar 1755 in Kloppenheim als zweites Kind der Eheleute Johann Andreas Schmidt und Anna Elisabetha geb. Seelgen getauft wurde[2]. Über seinen beruflichen Werdegang bzw. seinen Weg nach Paris ist nichts bekannt. Er bewarb sich jedoch 1785 (also mit 30 Jahren) um die Aufnahme in die Corporation der Pariser Instrumentenmacher und gab als Adresse die „Rue de Thionville“ (ehemals „Rue Dauphine“) an. Dass es sich tatsächlich um diesen Johann Tobias Schmidt handelt, zeigt der Taufeintrag seiner Nichte Catharina Louisa Stephan am 10.06.1792, bei der als Pate *„Johann Tobias Schmidt, Bürger von Paris, dessen Stelle sein Bruder Johann Nicolaus Schmidt vertrat“* genannt wird.

In den späten Jahren des 18. Jahrhunderts hatte Guillotin die Idee, dass alle Kriminellen im Tode gleich sein sollten. Das war bis zu dieser Zeit bei weitem nicht der Fall.

Adelige wurden durch einen schnellen Streich mit dem Schwert getötet, welches unmittelbar danach zerbrochen wurde. Jedoch war die Herstellung eines Schwertes sehr teuer, wodurch diese Art des Tötens für normale Bürger nicht in Frage kam. Diese wurden üblicherweise auf ein Rad gefesselt und ihre Knochen so lange gebrochen, bis sie endlich einen langsamen und qualvollen Tod starben.

Die Familie Sanson hatte seit Generationen das Amt des Scharfrichters von Paris inne. In seinen Memoiren schreibt Henri Sanson über seinen Großvater Charles-Henri Sanson (1739–1806), der in den Jahren der Französischen Revolution das Henkersamt ausübte[3]:

„Glücklicherweise besuchte meinen Großvater seit einiger Zeit ein deutscher Mechaniker namens [Tobias] *Schmidt, und mit diesem hatte er bisweilen von seiner und Doktor Guillotins Bedrängnis gesprochen. Dieser Schmidt, damals Klavierfabrikant, war in Bezug auf Mechanik sehr erfahren und geschickt, und war wie fast alle seine deutschen Landsleute ein leidenschaftlicher Musiker. Nachdem er die Bekanntschaft meines Großvaters durch einige an ihn verkaufte Instrumente gemacht hatte und er an diesem Gefallen gefunden hatte, kam er nun wöchentlich mehrere Male in das Haus des Scharfrichters. Sei es, daß einmal ein Klavier zu stimmen war, kurz, der Mechanikus Schmidt galt bald in meiner Familie als ein ganz unentbehrlicher Gast und Hausfreund. Die Liebe zur Musik knüpfte zwischen ihm und Charles-Henri Sanson, der auch ein Musikverehrer war und ganz leidlich die Violine und das Cello spielte, ein inniges Freundschaftsband; das Spiel Gluck-*

1 Tobias Schmidt (Klavierbauer) in: Wikipedia [09.07.2024].
2 Kirchenbücher der ev. Kirche Kloppenheim – Taufen 1755, in: Archion.
3 Mémoires des Sansons, publiés par Henri Sanson, ancien Exécuteur des Hautes-oeuvres de la Cour de Paris. Paris 1863; zitiert nach: Die Tagebücher der Henker von Paris, hrsg. von E. Wesemann und K.-H. Wettig, München 1983.

scher Musikstücke näherte sie einander mehr und mehr. Schmidt kam bald alle Tage. Während er auf dem Klavier spielte, ließ Charles-Henri Sanson seine Violine oder sein Cello ertönen.

Eines Abends, gerade nach einer Arie aus Orpheus und vor einem Duett aus der Iphigenie in Aulis, kam man, das heißt mein Großvater, auf den sehr beliebten Instrumentenwechsel, wenn ich dieses schreckliche Wortspiel hier anwenden darf; man vertauschte nämlich Klavier und Geige mit der fraglichen Enthauptungsmaschine, deren Gestalt Charles-Henri mit fieberhafter Hast Tag und Nacht in Erwägung zog. 'Hören Sie, ich glaube daß ich eine Maschine nach Ihrem Wunsch erfinden könnte', antwortete Schmidt, nahm einen Bleistift und entwarf schnell mit einigen Strichen eine Zeichnung. Dies war die Guillotine!"

Dass sich ein Klavierbauer mit der Konstruktion und Ausführung eines solchen Instruments beschäftigte, war nicht verwunderlich, da die reibungslose Funktion von präziser Arbeit an hölzernen und metallenen Elementen und einer zuverlässigen Mechanik abhing. Schmidt genoss einen ausgezeichneten Ruf und verfügte über alle notwendigen Kenntnisse und Fähigkeiten.

Die Guillotine wurde zuerst an Schafen und am 15. April 1792 an drei Leichen getestet.

Am 25. April fand dann die erste öffentliche Hinrichtung statt. Das Opfer war ein Mann, der eine Geldbörse gestohlen und danach den Eigentümer erstochen hatte. Zu den prominentesten Personen, die durch die Guillotine den Tod fanden, gehörten Ludwig XVI. (Abb. 2) und Maximilien de Robespierre (Abb. 1).





Abb. 1 a und b: Hinrichtungen von König Ludwig XVI. (1793) und Robespierre (1794)

Als Lohn für seine Erfindung soll Schmidt zwischen 824 und 960 Livres erhalten haben und außerdem ein auf 5 Jahre gültiges Patent auf seine Erfindung. Da das Ergebnis seiner Arbeit in Folge der französischen Revolution häufig genutzt wurde, kam Schmidt dadurch zu beachtlichem Wohlstand.

In einem Schreiben vom 29. September 1794 an den französischen Nationalkonvent gab er an, dass er den Beruf des Klaviermachers aufgeben wolle, um sich fortan nur noch Konstruktionen zu widmen, die der Allgemeinheit zu Nutzen seien. Obwohl er in den nachfolgenden Jahren einige praktisch anwendbare Erfindungen auf unterschiedlichen Gebieten machte, blieb er ein angesehener Instrumentenbauer, dessen Produkte sehr gefragt waren (Abb. 2 a und b).
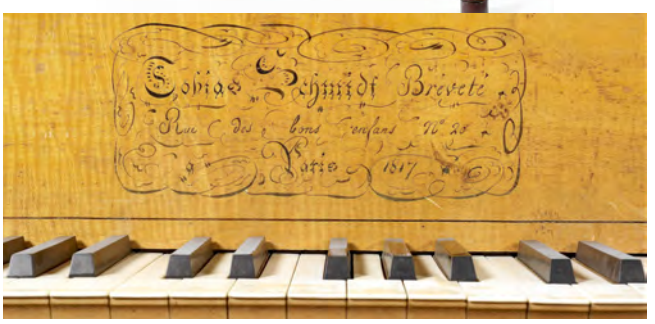




Abb. 2a und b: Ein von Johann Tobias Schmidt im Jahre 1817 gebautes Hammerklavier[1]. Insgesamt soll es noch vier von ihm gebaute Klaviere in verschiedenen Museen zu sehen geben

Johann Tobias Schmidt ging am 29. Januar 1801 an einem unbekannten Ort mit Maria Magdalena geb. Zirn die Ehe ein. Dem Ehepaar wurde am 1. Januar 1802 in Paris eine Tochter namens Eugenia Clara geboren, die am 7. September 1817 in Kloppenheim getauft wurde[2]. Zu dieser Feier soll die Familie in einer prächtigen Kutsche angereist sein.

In der französischen Literatur ist die Angabe zu finden, dass Schmidt ein Quartalssäufer gewesen sei und um 1800 sein ganzes Geld mit einer Tänzerin zweifelhaften Rufs durchgebracht habe. Der Nachweis fehlt jedoch.

Johann Tobias Schmidt ist als Jean Tobie Schmidt am 14. Juni 1831 in Paris gestorben.

Quellen:
A. Kershaw: A history of the guillotine. London (Calder) 1958. Colombe Samoyault-Verlet: Les facteurs de clavecins parisiens. Notices biographiques et documents (1500–1793). Paris (Heugel) 1966, S. 65–66.

1 Piano carré in: europeana <http://www.europeana.eu/portal/record/09102/_CM_0161904.html> [09.07.2024].

2 Kirchenbücher der ev. Kirche Kloppenheim – Taufen 1817; dieser Taufeintrag wurde auf Archion geprüft; der Täufling war tatsächlich 15 Jahre alt.

KIRCHENBÜCHER ONLINE

- Originaldokumente per Mausklick erreichbar
- Über 150.000 Kirchenbücher online
- 25 verschiedene Archive zur Auswahl
- Täglich neue Kirchenbücher verfügbar
- Forschen Sie, wann und wo Sie möchten
- Besuchen Sie uns auf www.archion.de

ARCHION

Kirchenbuchportal GmbH info@archion.de



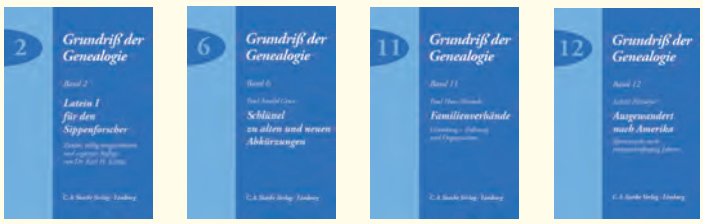
Geschichtlicher Büchertisch

Mehr als 120.000 Bücher, Biographien, Fachpublikationen, Reprints und Faksimiles zu geschichtlichen und genealogischen Themen



Online bestellen unter www.geschichtlicher-buechertisch.de

Ralf G. Jordan · Geschichtlicher Büchertisch · Bischof-Wedekin-Str. 14 · 31162 Bad Salzdetfurth
Tel.: 05064-9609641 · Fax: 05064-9609639 · E-Mail: ralfjordan@geschichtlicher-buechertisch.de



Die Klassiker-Reihe – besonders für Einsteiger in die Ahnenforschung geeignet:

Band 2: Latein I für den Sippenforscher
ISBN: 978-3-96528-052-6 · **14,50 €**

Band 6: Schlüssel zu alten und neuen Abkürzungen
ISBN: 978-3-96528-056-4 · **19,50 €**

Band 11: Familienverbände
ISBN: 978-3-96528-061-8 · **19,00 €**

Band 12: Ausgewandert nach Amerika
ISBN: 978-3-96528-062-5 · **14,00 €**

Ebenfalls bei uns erhältlich:
Publikationen des Niedersächsischen Vereins für Familienkunde z.B. Dietrich Feldmann:
Hannover-Bothfeld (CD)
ISBN: 978-3-936557-35-0 · **15,50 €**



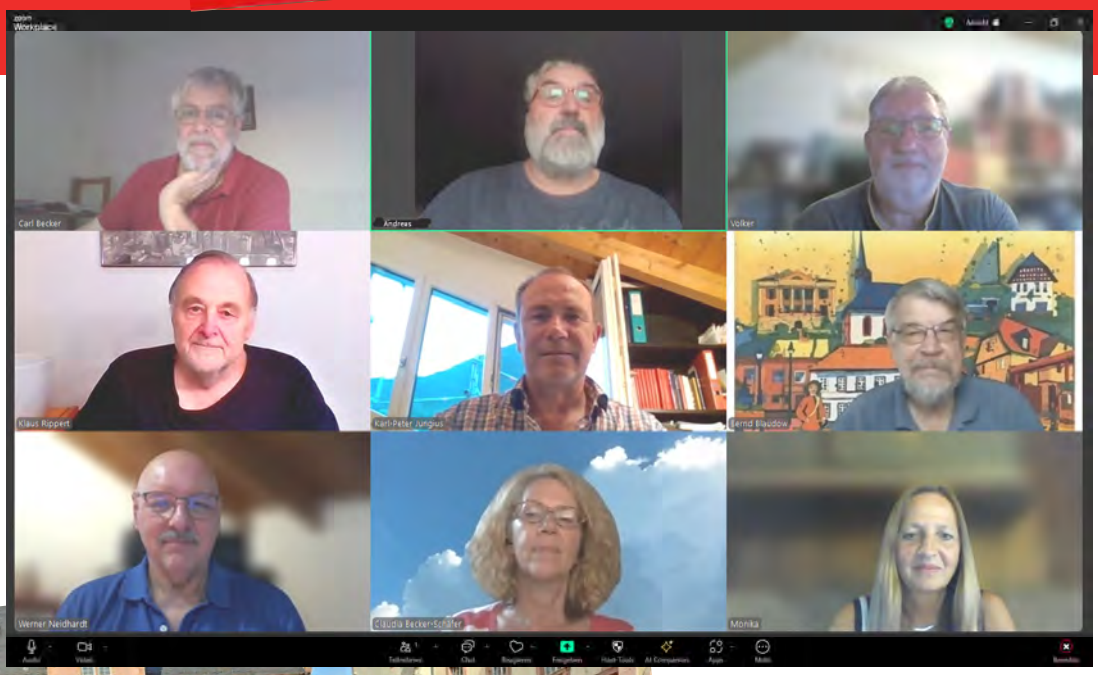


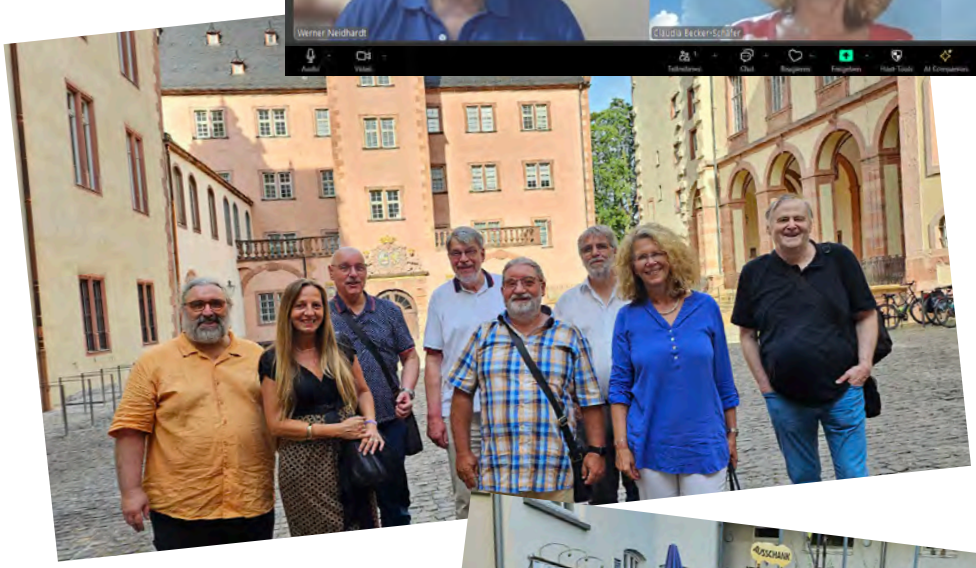
Publikationen der Upstalsboom-Gesellschaft z.B. Upte Siuts: Die Familien der Kirchengemeinde Asel (1631-1930)
ISBN: 978-3-934508-18-7 · **22,50 €**

Aus der Redaktion der:

Hessische Genealogie
Vereinigt mit Hessische Familienkunde
Jahrgang 7 • Heft 3 • 5,00
2024

Unsere wöchentlichen Redaktionskonferenzen finden online statt (Wilfried Albrecht fehlt in den Bildern).





Die Redaktionsmitglieder nach dem jährlichen Redaktionsmeeting in Darmstadt beim Schlossrundgang und im Biergarten.

